

Frankfurter Allgemeine
Magazin

MÄRZ 2022

**Männer
am
Zug**

Kurt Krömer über seine
Depression, Frank Schätzing
im Fragebogen, unterschätzte Väter,
genderfluide Mode und
ein Outdoor-Spezial



TOWARDS A DREAM

LOUIS VUITTON



DIOR



FLEXFORM

Hamptons | Outdoor Collection
Chaiselongue, modulares Sofasystem
Antonio Citterio Design
Made in Italy

**Flagship Store München
by böhmmler**
Tal 11
T +49 89 2136 0
flexform@boehmler.de

Auch bei anderen
autorisierten Händlern.
Besuchen Sie die
www.flexform.it



Minotti BERLIN BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56
Minotti MÜNCHEN BY EGEMEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510

AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.
PLZ 0/1/2/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE
PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR GOESCHEN - T. +49 172 9006 429 - MAIL@AGENTURGOESCHEN.COM

SITZSYSTEM ROGER | DESIGN RODOLFO DORDONI
COUCHTISCH SUPERQUADRA | DESIGN MARCIO KOGAN / STUDIO MK27
ENTDECKEN SIE MEHR BEI MINOTTI.COM/ROGER

Minotti

Editorial



PRADA

PRADA.COM



Filmreif: Frank Röth hat unsere Modestrecke auf einen solchen Schwarz-Weiß-Film gebannt.

Aus eigener Hand

Sie wundern sich über die Filmrolle auf dieser Seite? Ja, unser Redaktionsfotograf Frank Röth hat die Schwarz-Weiß-Modestrecke dieses Hefts mit der 6x6-Mittelformatkamera Rolleiflex 2,8F auf Ilford-FP4-Plus fotografiert. Ich will nicht angeben mit Foto-Wissen, das ich nicht habe (er musste mir das alles aufschreiben), sondern will hier nur ein Loblied aufs Handwerk singen. Handwerk, das ist für mich nicht Wladimir Putins weißlackierter Sechsmeter-Kitsch-Tisch mit Säulenbeinen und vergoldetem Dekor. Im wahren Handwerk finden Inhalt und Äußeres, Form und Funktion glücklich zusammen. Daher ist es eben kein Zufall, dass unsere von Hand in der Dunkelkammer entwickelten Modefotos, mit dem Durst-Vergrößerer auf MG-IV-RC-Papier im Format 30,5 x 40,6 Zentimeter gebracht, so zurückhaltend wirken. Die Leidenschaft liegt hier in den Nuancen, der Stil entwickelt sich auch aus dem Licht (also dem Profoto-Studioblitz), und die solide Materialität der Kleidung ist nur die Entsprechung des aufwendigen Verfahrens, in dem die Kamera nicht alles einfach automatisch macht. Der Treppenwitz der Fotos, die wir hier in unserem Studio aufgenommen haben:

Auch Sandra Klewinghaus, das Model, das mit den kurzen Haaren zur Neuen Sachlichkeit der Aufnahmen passt, ist eine Handwerkerin. Neben ihrem Studium der Mathematik und Meteorologie arbeitet sie im Garten- und Landschaftsbau; in Arbeitshose und T-Shirt gräbt sie Beete um oder verlegt Fliesen. Ihr Typ passt zur Idee des androgynen Stils, mit der wir diese Männerausgabe um ein paar neue Ideen erweitern. Wir nehmen das Thema eben so ernst, dass wir alle Spielarten der Männlichkeit ins Bild setzen: den Haudegen Urs Rechn, der als Schauspieler und Mitglied einer schlagenden Verbindung für den kernigen Typus steht; die Kunstfigur Kurt Krömer, die uns in die spiegelverkehrte Seite der Comedy blicken lässt; oder den Illustrator Axel Scheffler, in dessen wunderbaren Briefumschlagkunstwerken sich sein Handwerk und sein Genie abzeichnen. Zu schweigen von Timo Frasch, der nach seinem vergeblichen Versuch, ein Manuskript in einem Verlag unterzubringen, nun nach noch Höherem strebt: Er will mit einem Kunstwerk zur – Documenta! Auch in dieser Idee steckt handwerkliches Können. Hoffentlich erkennen es auch die Kuratoren. *Alfons Kaiser*

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Julia Anton, Johanna Christner, Sofia Dreisbach, Johanna Dürholz, Claus Eckert, Thomas Edelmann, Sebastian Eder, Chiara Einsath, Aylin Güler, Jörg Hahn, Caroline Jebens, Jasmin Jouhar, David Klaubert, Ben Kuhlmann, Franziska Prohl, Eva Reik, Peter-Philipp Schmitt, Simon Schwartz, Tilman Spreckelsen, Bernd Steinle, Julia Stelzner, Karin Truscheit, Dr. Lukas Weber, Anna Wendler, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner

Bildredaktion:
Henner Flohr

Art-Direction:
Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das Frankfurter Allgemeine Magazin geschrieben. Alle Rechte vorbehalten.
© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten) Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller, www.faz.media

Hersteller:
Andreas Gierth

Einzelhefte können zum Preis von €5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Mohndruck GmbH
Carl-Bertelsmann-Straße 161M
33311 Gütersloh

Foto: Frank Röth



TANK
Cartier

Mitarbeiter / März 2022



FINN WINKLER hat ein Faible für gut ausgebaute Infrastruktur. Deshalb fährt er zu jedem Auftrag mit dem Zug, so auch nach Rosenheim für das Treffen mit der Familie Weishäupl (Seite 62). Winkler studiert seit 2018 Fotojournalismus in Hannover. Im ersten Pandemiewinter hospitierte er sechs Monate lang als Fotograf bei der F.A.Z., inzwischen lebt er in München und arbeitet als freier Fotojournalist und Video-Editor.



CAROLINE JEBENS UND SEBASTIAN EDER schickten vergangenes Jahr unabhängig voneinander Interview-Anfragen an Kurt Krömer. Der Berliner Komiker hatte in seiner Sendung „Chez Krömer“ über seine Depression gesprochen und ein Buch zum Thema angekündigt. Beide F.A.Z.-Redakteure interessierten sich für die gleichen Fragen: Warum hatte Krömer lange nicht erkannt, dass er krank war? Wie war es für ihn, mit einem depressiven Vater aufzuwachsen? Welche Ängste sind damit verbunden, in eine Klinik zu gehen? Das Interview führten die beiden natürlich gemeinsam. Sie trafen Krömer am Ku'damm – über die Prachtmeile war er 2020 oft in Richtung Tagesklinik spaziert. (Seite 46)



AXEL SCHEFFLER, der aus Hamburg stammt, lebt seit Jahrzehnten in London – hier ist er im Park Richmond Green an einem Baum zu sehen, der aussieht, als wäre er der Vater seiner Kinderbuchfigur „Stockmann“. Außer Büchern illustriert Scheffler auch Briefe, die niemand nach dem Lesen wegwerfen würde, nicht nur wegen des Inhalts, sondern auch wegen der so liebevoll wie witzig bemalten Umschläge, die der „Grüffelo“-Zeichner Freunden schickt. Diesem Aspekt im Werk des Bilderbuchkünstlers sind nun zwei Ausstellungen in Leipzig und Frankfurt gewidmet. Wir zeigen die witzigsten Briefumschläge vorab. (Seite 70)

ANNA WENDER hat sich in ihrer Abschlussarbeit an der Akademie für Mode und Design in München theoretisch und praktisch um „Genderless Fashion“ gekümmert. Den praktischen Teil verwirklichte sie mit unserem Fotografen Frank Röth (Seite 34): eine Modestrecke, in der ein weibliches Model, das man auf den ersten Blick für einen Mann halten könnte, Männermode trägt, die man auch auf den zweiten Blick für Damenmode halten könnte. Für die Probeaufnahmen setzte sich die ehemalige Praktikantin unseres Stil-Ressorts selbst vor die Kamera: Auch diese Fotos sind gelungen.



Inhalt

März 2022

34



70



60

30



56

Fotos: Frank Röth, Jens Gyarmaty, Achim Ines Papert, Unternehmens-, Illustration: Axel Scheffler

30 Bad Man

Dieser Mann hat einen ungewöhnlichen Weg hinter sich: Der Schauspieler **Urs Rechn** ist für viele der perfekte Bösewicht.

Von Peter-Philipp Schmitt
Fotos Jens Gyarmaty

34 Wer bin ich? Mann? Frau? Egal?

Unser Model **Sandra Klewinghaus** überwindet in neuer Herrenmode alte Geschlechterrollen.

Styling Anna Wender
Fotos Frank Röth

44 In die Fremde

Zwei Jahre lang keine großen Reisen. Da ist ein Flug nach New York wie der Start in ein neues Leben.

Von Johanna Dürrholz

46 „Das darfst du nicht machen“

Kurt Krömer spricht im Interview über Ängste, das Vatersein und den Umgang mit seiner Depression.

Von Caroline Jebens
und Sebastian Eder
Fotos Jens Gyarmaty

50 Väter

In der Psychologie rückt zunehmend die Rolle der Väter in den Blick. Mit erstaunlichen Ergebnissen.

Von Franziska Pröll
Fotos Patrick Junker
und Lucas Bäuml

52 Männerbilder

Wie sehen Künstlerinnen aus aller Welt die Männer in ihrem Land? Wir haben ein paar Ansichten dazu gesammelt.

Von Peter Dorn

OUTDOOR SPEZIAL

56 Hohe Schule

Die Profibergsteigerin **Ines Papert** hat sich in der lange männlich dominierten Kletterszene durchgesetzt.

Von Bernd Steinle
Fotos Maria Irl

60 Ein Platz an der Sonne

Die neuen Outdoor-Möbel machen Lust auf lange Sommernächte auf Balkon und Terrasse.

Von Peter-Philipp Schmitt

62 Unter einem Schirm

Das Familienunternehmen **Weishäupl** ist seit fünf Jahrzehnten mit Möbeln für das Leben im Freien erfolgreich.

Von Peter-Philipp Schmitt
Fotos Finn Winkler

65 Alles muss raus

Luxusmode und Outdoor-Ausrüstung waren lange getrennte Welten. Jetzt scheinen sie sich gefunden zu haben.

Von Jennifer Wiebking

68 Cidade triste e alegre

Vor 100 Jahren wurde der portugiesische Fotograf und Architekt **Victor Palla** geboren. Wir haben uns auf seine Spuren gemacht.

Von Jörg Hahn
Fotos Victor Palla

70 Grüße aus London

Die Briefumschläge, die der Illustrator **Axel Scheffler** verschickt, sind kleine Kunstwerke. Jetzt sind sie für alle zu sehen.

Von Tilman Spreckelsen

17 Bilder aus der Zeitung 19 Vita Obscura 20 Prêt-à-Parler 43 Mut/Mood 66 Werkstatt 67 Grüße aus Rostock 73 Kochen 74 Fragebogen

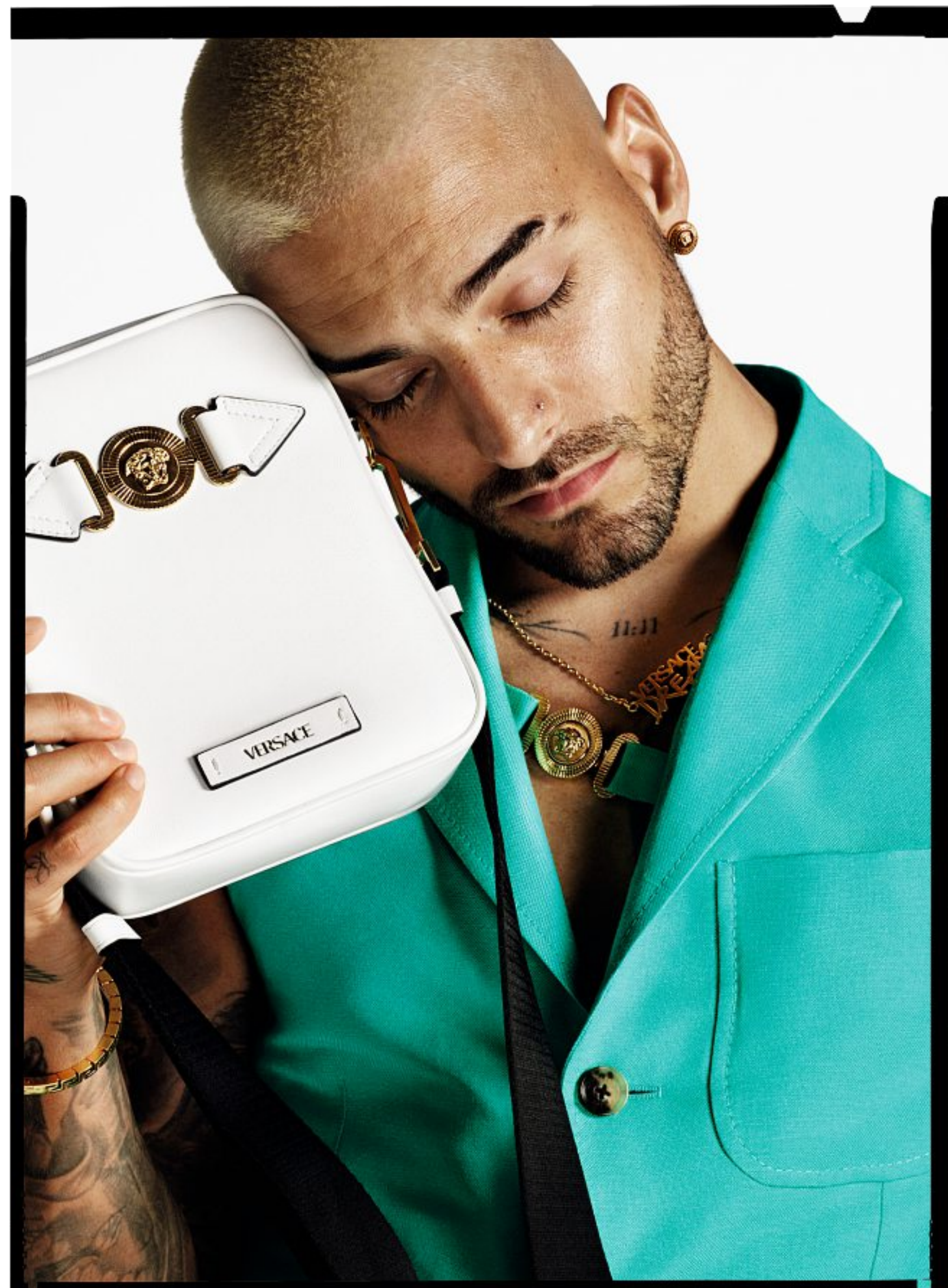
Zum Titel

Kurt Krömer wurde von Jens Gyarmaty in Berlin fotografiert.

Im Netz:

www.faz.net/stil
Facebook: Frankfurter Allgemeine Stil
Instagram: @fazmagazin
Twitter: @fazmagazin

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt am 27. März der Sonntagszeitung bei.



VERSACE.COM

VERSACE



GIORGIO ARMANI



Aus der F.A.Z.
vom 24. März 1962:
Säuglingspflegekurs
in den Vereinigten
Staaten
Foto Stefan Moses

Vor sechzig Jahren

Die Kinder, auf deren Geburt sich amerikanische Eltern auf diesem Bild im März 1962 vorbereiten, noch etwas ratlos mit den Puppen im Säuglingspflegekurs, dürften in diesem Jahr ihren 60. Geburtstag feiern. Seit ihrer Geburt hat sich viel verändert. Nicht nur, dass die werdenden Mütter zu dem Kurs heute wohl eher Yogahosen als dreireihige Perlenketten tragen und die Väter eher Hoodie als Anzug. Auch die Rollen der Eltern haben sich verschoben – mehr Dad, weniger Arbeit allein für die Mom, hoffentlich. Doch wie schnell die Grenzen des Fortschritts erreicht sind, konnten die fast Sechzigjährigen gerade beobachten, falls sie sportbegeistert sind oder gerne die Klatschpresse lesen.

Damals, so lassen es Zeit und Geschäftszüge vermuten, waren es trotz der männlichen Begleitung vor allem die Frauen, die sich um die Kinder kümmerten. Und auch wenn es mitunter hübscher verpackt wird, ist das noch heute oft die Regel. Als der Wide Receiver des Footballklubs Los Angeles Rams, Van Jefferson, beim Super Bowl Mitte Februar gegen die Cincinnati Bengals nach der Halbzeitpause wieder auf dem Spielfeld stand, lag seine Frau im Krankenhaus in den Wehen. Zuvor hatte Samaria Jefferson gesagt, sie werde trotz der 40. Schwangerschaftswoche beim Super Bowl sein „und meinen Mann zu 100 Prozent unterstützen“. Für den Abend werde sie „zu Gott beten, dass meine Fruchtblase nicht platzt“.

Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung. Samaria Jefferson musste in der Halbzeit aus dem Stadion auf einer Trage ins Krankenhaus gebracht werden – allein. Denn ihr Mann sollte sich ja alle Wünsche erfüllen. Und tatsächlich gewann Van Jefferson erst mit den Rams den Super Bowl, dann sprintete er zu seiner gebärenden Frau und konnte drei Stunden später das erste Foto mit seinem Sohn auf Instagram posten. Nicht pünktlich zur Geburt kam ein anderer amerikanischer Sportler, der Biathlet Leif Nordgren. Als seine Frau das erste gemeinsame Kind, ein Mädchen, auf die Welt brachte, schaute Nordgren aus Peking per Video zu. Eine „ziemlich coole Sache“, das zu sehen, sagte der Biathlet später, „während ich am anderen Ende der Welt war“. Seine Frau mag das anders empfunden haben. Doch

wie auch Samaria Jefferson wollte sie dem sportlichen Erfolg ihres Manns nicht im Wege stehen. Das sind zwei Beispiele mit viel öffentlichem Glamour. Wenn es sonst wieder einmal ein Amerikaner wegen des Jobs nicht geschafft hat, seiner Frau bei der Geburt des Kindes beizustehen, wird darum wenig Aufhebens gemacht.

Auch in den Vereinigten Staaten führt die Corona-Pandemie dazu, dass Frauen immer mehr Care-Arbeit leisten, den Haushalt schmeißen, die Kinder versorgen – mitunter neben dem Homeoffice. In einer Studie des Pew Research Centers vom Oktober 2020, also noch zu Beginn der Pandemie, gaben doppelt so viele amerikanische Frauen wie Männer an, sich neben der Arbeit viel um die Kinder kümmern zu müssen. In den Medien dagegen wird gerade – bewundernd und ungläubig – Parag Agrawal beschrieben, der es nach nicht einmal drei Monaten als Chef von Twitter wagt, „ein paar Wochen“ in Elternzeit zu gehen. Im Herbst war ein Fox-News-Moderator über Verkehrsminister Pete Buttigieg hergezogen, der für die zwei mit seinem Mann adoptierten Kinder in Elternzeit ging. Dabei war Buttigieg, wie er in einem Interview hervorhob, auch währenddessen „24/7 verfügbar“ gewesen für Anliegen, „die nicht warten können“.

Das Elternwerden in den Vereinigten Staaten ist nicht leicht, noch weniger als anderswo. Amerika hat als einziges wohlhabendes Land keine staatlich garantierte bezahlte Elternzeit. Ausnahmen gibt es bisher nur in einzelnen Städten oder Bundesstaaten. Laut Bundesgesetz haben Eltern Anspruch auf sechs Wochen unbezahlte Auszeit, doch auch dieses Programm steht nicht allen Arbeitnehmern offen. Mit seinem billionenschweren Programm „Build back better“ wollte Präsident Joe Biden das Thema angehen. Das Versprechen lautete: zwölf Wochen bezahlte Elternzeit. Doch wegen eines konservativen demokratischen Senators wird es mindestens abgespeckt, wohl auch um die bezahlte Elternzeit. Dass über so etwas überhaupt einmal debattiert würde, hätten die Eltern auf dem Foto aus den Sechzigern mit einem Lachen quittiert. So fortschrittlich es auch war, dass Männer das Wickeln lernen wollten. *Sofia Dreisbach*

WERDEN SIE GALERIST. IN DEN EIGENEN VIER WÄNDEN

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 25 GALERIEN WELTWEIT



Edward B. Gordon
Das Zitat
Auf. 150, handsigniert
100 x 67 cm
Edition Nr. EBG24
799 €

LUMAS ART EDITIONS GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2 10587 Berlin.
Änderungen und Irrtümer vorbehalten.

LUMAS.DE

BERLIN · LONDON · MIAMI · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER
KÖLN · MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART

THE LIBERATION OF ART

LUMAS⁷

Vita Obscura / Von Simon Schwartz

**QUEEN
LILI'UOKALANI**
*1838 - † 1917

I. Wie bei hawaiianischen Adelsfamilien üblich, wuchs Lili'uokalani bei Adoptiveltern auf. Nach dem überraschenden Tod ihres Bruders König Kalākaua bei einem Staatsbesuch in Washington D.C. bestieg sie 1891 als erste Frau den Thron von Hawaii. Schon zuvor hatte sie ihren Bruder immer wieder vertreten, zum Beispiel bei den Feierlichkeiten zu Königin Victorias goldenem Thronjubiläum in London 1887. Lili'uokalani war eine ungewöhnliche Herrscherin. Sie heiratete nicht etwa einen Hawaiianer, sondern einen kroatischstämmigen Handelskaufmann.

II. Lili'uokalani wollte die Lebensbedingungen der armen Landbevölkerung verbessern und kämpfte gegen die Einflussnahme weißer Plantagenbesitzer. Der Anwalt Sanford Dole wurde ihr erbittertester Gegner. Bereits 1887 hatte Dole mit anderen Plantagenbesitzern Hawaii eine neue Verfassung aufgezungen, die die Rechte der polynesischen und asiatischen Bevölkerung beschneid. 1893 gelang ihm mit Hilfe amerikanischer Truppen ein Staatsstreich. Dole ließ Lili'uokalani verhaften und rief die Republik Hawaii aus, deren Präsident er wurde. Eine Gegenrevolution scheiterte. Königin Lili'uokalani wurde zu lebenslangem Hausarrest verurteilt. 1898 wurde Hawaii von den USA annektiert und 1959 zum 50. amerikanischen Bundesstaat erklärt.

III. Fast vergessen ist heute, dass Königin Lili'uokalani 1877 das berühmte Lied „Aloha Oe“ („Fahre wohl“) geschrieben hat, dem unter anderem eine kroatische Volksweise zugrunde liegt – möglicherweise ein Einfluss ihres Manns. Durch eine Aufnahme der Berliner Grammophon 1898 wurde das Lied auf der ganzen Welt bekannt. Manchen gilt es als inoffizielle Nationalhymne Hawaiis. Bis heute erklingt ihr Lied, wenn ein Schiff den Hafen von Honolulu anfährt oder verlässt.

Prêt/à/Parler



①



②



③



④



⑤



⑥



⑦

LOGO-T-SHIRTS

Auch damit ist was gesagt

► Wenn man so will, ist das Logo-T-Shirt der edle Cousin des Spruch-T-Shirts. Der zweifelhafte Ruf liegt in der Familie, beide haben es irgendwie nötig. Der eine kommt übermotiviert witzig daher, der andere dekadent. Und beide zeigen auf diese Weise, wie gespannt das Verhältnis der Mode zum Plakativen ist. Einerseits geht es darum, mit Bekleidung sich selbst zu inszenieren. Andererseits soll der Auftritt aber bitteschön cool bleiben, ein bisschen rätselhaft und undurchdringlich für das Gegenüber.

Über Spruch-T-Shirts ist in den vergangenen Jahren viel geschrieben worden: „We should all be feminists“ (Dior), „Coolest monkey in the jungle“ (H&M), „Ich habe Corona. Hast Du Limetten?“ (Spreadshirt). Dahinter ließ sich selten ein Punkt setzen, vielmehr ein Ausrufezeichen, und dann folgten die Interpretationen, Diskussionen oder, wie etwa bei H&M, schlimmstenfalls ein Shitstorm.

Dagegen lässt sich so ein T-Shirt mit schlichtem Marken-Emblem aus Herstellersicht geradezu problemlos auf den Markt bringen. Die Kosten und mutmaßlichen Kollateralschäden sind verhältnismäßig gering, der Absatz ist recht groß, gemessen am Eindruck im Stadtbild. Wenn es bald wieder wärmer wird und die dicken Daunenjacken fallen, wenn der Mensch kein Michelin-Männchen mehr sein muss, dann werden neben großflächigen Tätowierungen und Birkenstock-Sandalen auch wieder die Logo-T-Shirts zum Vorschein kommen. Warum?

Weil uns ein A.P.C. (6) oder ein Christian Dior Atelier (7) in Schreibschrift auf der Brust, wie es unser Model im Studio in Frankfurt trägt, selbst dort ein bisschen pariserisch wirken lässt? Als wären wir jetzt eigentlich in Saint-Germain-des-Prés auf ein Glas Rotwein verabredet? Weil ein Celine mit Strasssteinen (2) oder ein Karl (4) mit buntem Muster an der Stelle Ausweis dafür sind, dass wir wissen, was Sache ist in Sachen Stil? Weil selbst ein geradliniges Armani Exchange (5) oder ein klassisches Polo Ralph Lauren (1) in grüner Schrift auf rosafarbenem Grund oder ein Stone Island samt Kompass (3) nicht nur etwas über die jeweilige Markenphilosophie verrät, sondern am Ende auch über uns? Mit einem einzigen Logo lässt sich so gesehen gleich mal einiges sagen. Auf jeden Fall ist es mehr als mit einem ganzen Spruch. (jwi.) Fotos Schmott Studios



TEL. 069.2080770

SNEAK AROUND (40):

Puma Mayze

► Was muss man über den Schuh wissen?

Der neueste frauenorientierte Sneaker des Sportartikelherstellers Puma, der Mayze, verbindet das typische Puma-Design mit einem kühnen und kantigen Look. Inspiriert von Vorgängern wie dem Puma Suede, präsentiert sich die Mayze-Silhouette als ein neuer Klassiker.

Für wen ist der Schuh gedacht?

Puma hat diesen Schuh mit einer Plateausohle speziell für Damen auf den Markt gebracht. Perfekt für kleine Frauen, die sich über ein paar Extra-Zentimeter freuen können, aber natürlich können auch größere Frauen sie gut tragen. Bei Größe 38 beträgt die Absatzhöhe etwa vier Zentimeter. Eigentlich bin ich kein großer Plateau-Fan, was Turnschuhe angeht. Der Puma Mayze ist aber nun der erste, der bei mir eine Chance bekommen hat. Und vom Tragekomfort bin ich positiv überrascht: Die Absatzhöhe hat keinen Einfluss auf die Bequemlichkeit des Schuhs. Diese auffällige Silhouette ist mutig und kantig, also nichts für Frauen, die eher schlichte Schuhe mögen und ungern auffallen. Dafür gibt es verschiedene Farbgebungen, wie zum Beispiel in Schwarz und Weiß oder aber mit schlichten Farbakzenten in Beige und Rosa. Das führt dazu, dass sich der Sneaker trotzdem vielseitig kombinieren lässt.

Was muss man über Material und Optik wissen?

Die Schuhe überzeugen durch ein weiches und strapazierfähiges Obermaterial aus Wildleder. Der gepolsterte Knöchelkragen sorgt für ein bequemes, verriegeltes Tragegefühl. Die dicke Gummi-Zwischensohle bietet bei jedem Schritt dank einem Polster Sprungkraft. Optisch ist der Mayze-Sneaker eine Mischung aus Anregungen aus dem Archiv und zeitgenössischen Puma-Klassikern.



Sneaker mit Plateau – sind die überhaupt noch cool?

Ob Sneaker, Stiefel oder Loafer: Als Hommage an die an Plateauabsätzen nicht gerade armen Neunzigerjahre sind die Riesenabsätze auch in diesem Jahr bei vielen Schuhmodellen zu finden, also ziemlich angesagt. Besonders zu lässiger Kleidung lassen sich Plateau-Sneaker gut kombinieren. Für mich passt die klassische Kombination mit Skinny Jeans vor allem im Alltag. Obenrum darf es dann auch gerne ein Oversize-Hoodie oder Hemd sein, damit das Outfit aufgelockert wird. Für eine schöne Abendgarderobe kann man Plateau-Sneaker aber auch zu Kleid und Rock tragen. Übrigens ist es der erste Plateau-Sneaker in meiner Sammlung – und vermutlich nicht der letzte. *Aylin Güler*

KUNST

Wie das Gemälde vom armen Gretchen ins Städel gelangte



► Schon als Schüler ging Peter Bermbach gerne auf den Flohmarkt am Frankfurter Mainufer, ganz in der Nähe des Städel-Museums. Mit dem Zug fuhr er samstags aus Usingen im Taunus, wo er aufwuchs, in seine Lieblingsstadt, denn da konnte er auch noch einen Film in einem Kino an der Hauptwache sehen. In seiner zweiten Lieblingsstadt hielt er es genauso. Der promovierte Kunsthistoriker, der zeitweise auch als Model und als Schauspieler arbeitete („In Hamburg sind die Nächte lang“), zog 1960 nach Paris. Dort kaufte er auf den Flohmärkten so viel ein, dass seine Wohnung schnell voll war mit antiken Möbeln, Accessoires, Bildern und Vasen – „so fotogen immerhin“, schreibt er in seinen Erinnerungen, die er jetzt unter dem herrlich direkten Titel „Vom anderen Ufer“ veröffentlicht hat, dass sein Apartment gleich in mehreren Wohnzeitschriften abgebildet wurde. Da hielt er es ähnlich wie sein damaliger Freund Karl Lagerfeld, ebenfalls ein Einrichtungs-Freak, der sich auch deshalb in Paris oft neue Wohnungen zulegte, um der „Vogue“ immer wieder frische Foto-Anlässe zu bieten.

Von der Kunst wurde Bermbach geradezu verfolgt. Als Autor von „Art“, „Schöner Wohnen“ und anderen Magazinen lernte er die ganze Pariser Kulturszene kennen: Marlene Dietrich, Suzy Mante-Proust, Hélène Rochas, Jean Marais, Nina Ricci, Marcel Marceau. Und 1978 zog er in eine große Wohnung just an der Straße, die Gustave Caillebotte in seinem Gemälde „Straße in Paris an einem regnerischen Tag“ (1877) verewigt hatte – man erkennt die Perspektive im Hintergrund auf dem Porträtfoto auf dieser Seite, das Helmut

Fricke auf Bermbachs Balkon aufgenommen hat. Das Paar mit dem Regenschirm auf dem Gemälde geht ungefähr unter dem Balkon entlang.

In dieser Wohnung hing nun bis vor kurzem über einer Biedermeier-Kommode ein seltenes Ölgemälde des französischen Romantikers Auguste-Barthélémy Glaize von 1839: „Faust und Mephisto mit Gretchen und Frau Marthe im Garten“. Bermbach findet es gar nicht so seltsam, dass er ein Gemälde mit Goethe-

Motiv in Frankreich fand; „Faust“ war ein bekannter Stoff, zum Beispiel auch für eine Oper von Charles Gounod. Aber es dauerte, bis das Bild ihn gefunden hatte. Sein Freund Jacques wies ihn eines Tages auf das Gemälde in einer Galerie am Montmartre hin. Der Galerist habe keine Ahnung, um was für eine berühmte Gartenszene es sich da handle. Aber als er hinging, war der Laden geschlossen, bald darauf für immer. Zwei Jahre später spazierte Bermbach mit seinem Freund durch Nizza und sah in einem Laden das Bild: Faust mit Gretchen, im Hintergrund Mephisto mit Frau Marthe. Der Händler verlangte aber so viel Geld, dass Bermbach verzichtete. Wieder ein Jahr später, im Pariser

Auktionshaus Hôtel Drouot, wurde es unter dem Titel „Liebespaar“ angeboten. Der Preis war höher als in Nizza, aber dieses Mal schlug Bermbach zu. Drei Jahrzehnte lang verbrachte er seine Nächte im Schlafzimmer nun mit dem „Liebespaar“, das der größte Sohn seiner ersten Lieblingsstadt erfunden hatte. Vor kurzem hat der Neunzigjährige das Gemälde dem Städel vermacht. Nun hängt es dort, wo Bermbachs Geschichte mit der Kunst begann. *Alfons Kaiser*



Das neue Buch von Peter Bermbach handelt von Kunst, Geschichte, Stars und natürlich von ihm selbst: „Vom anderen Ufer. Erinnerungen eines deutschen Journalisten in Paris.“ Lit-Verlag, 424 S., 34,90 Euro.



Zu Besuch bei Christian Dior

► Dieser Look versetzte die Modewelt vor 75 Jahren in Aufregung. Im Februar 1947 stellte Christian Dior seine erste Kollektion unter eigenem Namen vor. Die Blütenkelch-Linie („Corolle“) mit der schmalen Taille, der ausgestaffierten Barjacke und den weiten Röcken brachte Schwung in die armselige Nachkriegszeit – man erahnt es auf dem Foto, das Willy Maywald in den Fünfzigern von Mannequin Renée Breton machte. Das Storytelling zu „75 Jahren New Look“ aus unserem Februar-Heft ist nun im Internet: einfach die Handy-Kamera auf den QR-Code halten!



Fotos: Städel-Museum/Norbert Miguélez, Helmut Fricke, Aylin Güler, Picture Alliance

Sohrab Zafari
ARCHITEKT

WEMPE
IRON WALKER
GLASHÜTTE 1/SA

Automatik Chronograph | Edelstahl | Geprüftes Chronometer | 3.995 €

AN DEN BESTEN ADRESSEN DEUTSCHLANDS UND IN NEW YORK, PARIS, LONDON, WIEN, MADRID – WEMPE.COM
GERHARD D. WEMPE GMBH & CO. KG, STEINSTRASSE 23, 20095 HAMBURG



MUSEEN

„Man sucht das Auratische und Authentische“

Frau Hesse, das Museum für Angewandte Kunst Köln steckt mitten im Sanierungs- und Renovierungsprozess. Wird es ein grünes Museum?

Wir heften uns nicht an, das Nachhaltigkeitsmuseum 2022 werden zu wollen. Das ist unser langfristiges Ziel, da ein Umbau unter den Maßgaben des Denkmalschutzes vielschichtig und facettenreich ist.

Welche Anforderungen spielen neben dem Denkmalschutz bei der Museumssanierung außerdem eine Rolle, um den heutigen Standards zu genügen?

Wir haben konservatorische Pflichten unserer Sammlung gegenüber. Das Museum besitzt Objekte, die im Mittelalter hergestellt wurden. Da kann man nicht jedes Material verwenden, das eventuell durch Ausdünstung Teile der Sammlung zerstören würde. Außerdem müssen wir den Arbeitsschutz für die Mitarbeiter und die Sicherheit der Besucher gewährleisten. Eine komplexe

Aufgabenstellung, bei der es auch um Energie- und Ressourceneinsparung geht.

Was war die größte Herausforderung bei der Planung?

Wir sanieren schon lange, seit 2018 bei laufendem Betrieb, wenn man von der pandemiebedingten Schließung einmal absieht. Wir begannen sukzessiv, alle Fenster zu ersetzen, dieses Jahr werden wir damit fertig. Es sind 276! Außerdem haben wir in der großen Ausstellungshalle jeweils riesige Fensterflächen. Zum Teil bestehen ganze Fassadenteile komplett aus Glas. Wir ließen 2011 ein Gutachten erstellen, um die Energieersparnis bemessen zu können. Diese liegt voraussichtlich bei 20 Prozent. Unsere Zwei-Scheiben-Verglasung, die viel mehr isoliert, bietet auch mehr Sicherheit und UV-Schutz für unsere Objekte.

Kein Mensch würde heute mehr ein städtisches Gebäude mit so viel transparenter Fläche bauen.

Ursprünglich war hier das Wallraf-Richartz-Museum beheimatet, eine Gemäldegalerie, für die man damals so viel natürliches Licht wie möglich haben wollte. Die konservatorische Forschung war damals noch nicht so weit wie heute, und über Klimaschutz dachte kein Mensch nach. Wir haben ein Museum mit wegweisender Architektur, die wir gerade den Anforderungen des 21. Jahrhunderts anpassen. Ein ganz schöner Spagat,

Muss 276 Fenster renovieren lassen: Petra Hesse ist Direktorin des Museums für Angewandte Kunst Köln.

aber wir wollen ja in fünf Jahren nicht wieder von vorne anfangen, sondern die Standards für die kommenden Generationen erhalten.

Was heißt das konkret?

Dass wir eben nicht nur die Fenster erneuern, sondern auch die völlig überalterte Klimaanlage und unsere Beleuchtung. Moderne Anlagen lassen sich ganz anders steuern und brauchen dadurch viel weniger Energie. Da wir manche Lampen jedoch nicht nachrüsten konnten, wie etwa die schönen Pendelleuchten im Overstolzensaal, haben wir diese von einem tschechischen Handwerksbetrieb nach dem Original neu machen lassen. Für unsere Büros bekommen wir Schreibtischlampen, die auch nach oben leuchten – dadurch können wir uns die Deckenbeleuchtung sparen.

Gibt es in einem Museum, in dem es um Gestaltung geht, mehr Verständnis für sinnvolle Erneuerung?

Wir beschäftigen uns schon lange mit dem Thema Nachhaltigkeit. So wie viele Designer sich schon lange konsequent mit dem Thema auseinandersetzen, widmen wir Museumsleute uns in Form von Ausstellungen und Vorträgen dem Thema Upcycling, da geht es zum Beispiel um Kreislaufwirtschaft und Dialogische Prozesse. Wir haben die pandemiebedingte Schließung dafür genutzt, die Sanierung ohne Publikum voranzubringen, mit Fördergeldern unseren neuen Onlineauftritt vorzubereiten und uns zu fragen, wie wir unseren Museumsalltag so ressourcenschonend wie möglich gestalten können. Das begann bei der Frage, ob wir Kataloge künftig noch drucken wollen, und hört auf bei der Wiederverwendung alter Ausstellungsarchitektur im Vitrinenbau.

Sie selbst fahren in der Stadt Fahrrad, verzichten auf den Coffee-to-go, bringen Ihre Schuhe zum Schuster, statt sie ramponiert wegzuerwerfen – und lassen für Ausstellungen Objekte rund um den Globus fliegen. Sind analoge Ausstellungen noch zeitgemäß?

Gerade in Zeiten zunehmender Digitalisierung suchen die Menschen das Authentische, das haptisch Greifbare und das Auratische. Das alles liefern Museen. Hier können sich Menschen treffen, sich austauschen und an realer Kunst erfreuen.

Die Fragen stellte Eva Reik.

MODE

Adaptive Mode sollte mehr sein als ein PR-Trick

► Als Hülya Marquardt 2019 mit ihrer Schwiegermutter die Fashion Week besuchte, wurde ihr wieder klar: „Mode und eine Behinderung, das passt für viele Menschen einfach nicht zusammen.“ Sie kam mit einer Dysmelie zur Welt, also Fehlbildungen an Händen und Füßen. Mit 18 Jahren wurden ihr beide Beine amputiert. Auf Instagram nimmt sie (ihr Mann fotografiert) ihre fast 65.000 Follower mit durch ihren Alltag. „Am Anfang dachte ich, das seien einfach nur Fotos und Videos“, sagt Marquardt, „aber ich habe gemerkt, wie positiv die Wirkung auf Menschen sein kann.“ Neben dem Account und ihrem Hauptberuf in der Handwerkskammer der Region Stuttgart leitet sie mit ihrer Schwiegermutter eine Boutique. „Auf der Fashion Week dachten die Leute oft, ich wäre nur die Begleitung. Dass ich tatsächlich involviert bin, überraschte die meisten.“

Menschen mit Behinderung finden häufig keine passende Kleidung. Daher berücksichtigt adaptive Mode nun deren Bedürfnisse. Marquardt trägt manchmal Beinprothesen, manchmal sitzt sie im Rollstuhl, und manchmal ist sie „auf dem Boden unterwegs“ – daran passt sie ihr Outfit an. „Im Rollstuhl achte ich darauf, dass die Hosen einen höheren Bund haben, und wenn ich Prothesen trage, mag ich es, diese auch zu zeigen. Ich habe schon mal Mode für Menschen im Rollstuhl gekauft – die ist praktisch, aber einfach nicht modisch.“

Sie kauft lieber Kleidung aus der üblichen Abteilung – auch wenn sie dann noch zum Schneider muss, um sie ändern zu lassen. „Praktisch, aber nicht modisch“, so beschreibt auch Josefine Thom das Angebot an Reha-Mode. Sie wurde durch ihre Schwester, die behindert ist, auf das Thema aufmerksam. Frustriert von der geringen Auswahl an passender Kleidung, gründete sie 2019 das Label MOB – Mode ohne Barrieren. „Wir wollen unsere Mode mit Rollstuhlnutzern, Designern, Angehörigen und Pflegepersonal entwickeln.“ Statt von einer stehenden Person auszugehen, werden die Bedürfnisse einer sitzenden berücksichtigt. Längen und Schnitte werden für die Rollstuhlnutzung optimiert. Hemden haben Magnetknöpfe, Hosen keine Gesäßtaschen, Oberteile sind hinten länger als vorne.

Auch das Label Auf Augenhöhe entstand 2017 aus persönlicher Erfahrung. Sema Gedik bekam früh mit, dass ihre kleinwüchsige Cousine sich modisch nicht entfalten konnte. Hosen und Ärmel waren zu lang, durch andere Proportionen sitzt auch sonst vieles nicht richtig. Viele Menschen mit Kleinwuchs bestätigten ihr das Problem: Es gibt kein einheitliches Konfektionsgrößen-System für Personen mit Kleinwuchs. Also recherchierte sie während ihres Modedesign-Studiums: „Ich habe weltweit mehr als 800 Menschen mit Kleinwuchs vermessen.“ Nun entwickelt Auf Augenhöhe angepasste Kleidung für Personen mit Kleinwuchs.

Beide Marken wünschen sich einen offeneren Umgang mit dem Thema Behinderung und eine Zusammenarbeit mit der Zielgruppe. Vereinzelt lancieren auch große Marken adaptive Kleidungsstücke. Tommy Hilfiger führt in Europa seit 2020 eine Adaptive-Fashion-Linie, und Nike hat den „Go FlyEase“, einen „Hands-Free-Sneaker“, herausgebracht.

Sema Gedik sagt aber: „Nike bringt diesen Schuh heraus, ohne die Geschichte dahinter zu erzählen.“ Ursprünglich sei es darum gegangen, Menschen mit Behinderung das selbständige An- und Ausziehen zu erleichtern, in dem Werbevideo sind allerdings fast nur Menschen ohne Behinderung zu sehen. Zudem war der Schuh limitiert, nur für Mitglieder erhältlich – und somit schnell ausverkauft.

Auf dem Laufsteg oder in Kampagnen zeigen immer mehr große Modemarken auch Models außerhalb des normierten Schönheitsideals. Diversität wird mittlerweile großgeschrieben. Es sei „enorm wichtig“, sagt Gedik, dass Menschen gezeigt werden, die nicht dem konventionellen Schönheitsideal entsprechen. So würden Minderheiten repräsentiert und sichtbar gemacht.

Aaron Philip wurde 2018 als erste schwarze Transfrau mit Behinderung in einer großen Modelagentur aufgenommen und hat seitdem für einige Marken gearbeitet. Auch Madeline Stuart, ein australisches Model mit Down-Syndrom, gehört zu den wenigen Menschen mit einer sichtbaren körperlichen Behinderung, die schon auf Modewochen gelaufen sind. „Gerade die großen Marken hätten die Kapazitäten und die Power, um etwas in Gang zu setzen“, sagt MOB-Gründerin Josefine Thom. „Schon seit mehreren Jahren sind Models mit Prothesen auf dem Laufsteg, trotzdem ändert sich nicht viel.“ Für viele Marken sei es eben nur ein PR-Trick.

Auch Gedik sieht wenige Modelabels, die sich intensiv mit dem Thema auseinandersetzen. „Gut, wenn ein Bewusstsein und Sichtbarkeit geschaffen werden. Aber wenn ein Unternehmen sich wirklich divers und inklusiv präsentieren will, dann muss man weiterdenken.“ Was hindert die Marken daran? *Chiara Einsath*



Nodi sofa by Yabu Pushelberg - Nomad lounge chair by Monica Armani

Discover more at tribu.com

TRIBÙ

DESIGN

Geburtstagsparty für die „Elphi“ mit pflanzlichen Cyborgs



Mehr Kunst als Design: Pustebumen von „Fragile Future III“ (ganz oben und links) und die Inszenierungen „Shylight“ (oben) und „In 20 Steps“ (ganz links)

► Von der Decke herab sausen leuchtende Gebilde durchs Treppenhaus in Richtung der Besucher. Auf dem Weg nach unten entfalten sie sich, fallen weiter hinab und bremsen plötzlich in noch großer Höhe. Anschließend ziehen sich die schirmartigen Objekte wieder zurück in ihr offenes Metallgestell, woraufhin die Bewegung von Neuem beginnt. Ein auf den ersten Blick unendlicher Ablauf. Die gleichmäßige Bewegung wird untermalt von Minimal Music.

Was da derzeit im Museum für Kunst & Gewerbe (MK & G) in Hamburg zu sehen und zu bestaunen ist, versteht sich als Teil einer Geburtstagsparty: Vor fünf Jahren wurde Hamburgs neues Wahrzeichen für Architektur und Klang, die Elbphilharmonie, kurz „Elphi“, eröffnet, das wird nun gefeiert. Und Hamburgs Gestaltungsmuseum – eines der besten in Deutschland – gratuliert mit drei Installationen von Studio Drift aus Eindhoven. Deren performative Lichtskulptur „Breaking Waves“ wird zudem den öffentlichen Raum rund um das Konzerthaus umspielen, erstmals am 28. April und in den folgenden drei Tagen nochmals, begleitet von einer Live-Aufführung eines Werks des britischen Komponisten Thomas Adès. Während die Inszenierungen im Außenraum bald verklingen, lädt das Museum noch bis Anfang Mai dazu ein, drei kontemplative Skulpturen von Studio Drift im Innenraum und aus der Nähe zu erleben.

Studio Drift sind in erster Linie Lonneke Gordijn (Jahrgang 1980) und Ralph Nauta (Jahrgang 1978). Beide studierten an der Design Academy Eindhoven und bezeichnen sich als Künstler. Sie arbeiten im Grenzbereich von Objektgestaltung, Technik und Inszenierung, für den es einen passenden Begriff noch nicht zu geben scheint. Als Design erscheinen ihre Entwürfe auf den ersten Blick zu nutzlos, als Kunst zu angewandt und technoid. Ein Problem, das schon der deutsche Medienkünstler und -gestalter Joachim Sauter (1959–2021) kennenlernte, Pionier der Berliner Gruppe (und Firma) Art + Com. Er war 1994 mit „teravision“ Wegbereiter einer Technik, wie sie später Google Earth nutzte.

Doch das waren andere Zeiten, Visionen und Impulse. Für ihre Inszenierungen holen sich Gordijn und Nauta technische und gestalterische Unterstützung hinzu. Möglich wird vieles erst durch Software und durch Unsichtbarmachen jener Technologien, die sonst selten unauffällig sind. So bestimmt die Konzeptarbeit von Drift über alle relevanten Details. Und die haben es in sich: „Shylight“ (2006) heißt die Installation aus Seide, Aluminium und Stahl, deren kinetisches Spiel sich schon beim Aufstieg über die Treppen erleben lässt – von weitem wie aus der Nähe. Gordijn und Nauta stellen die alte Frage nach der Verbindung von Natur und Technik neu. Was wir hier vorgeführt bekommen, heißt bei Pflanzen Nyktinastie, es ist die Fähigkeit, Blüten über Nacht schützend zu verbergen.

Wie verändert sich unsere Wahrnehmung der organischen Welt, wenn deren Abläufe durch Technik auf neue Weise sichtbar werden? Bei Drift treffen Verspieltheit und exakte Gestaltung zusammen. So erinnern ihre technologisch anspruchsvollen Skulpturen und Inszenierungen an Technikvisionen wie sie einst Jules Verne ausmalte, oder an das Technikdesign des 19. Jahrhunderts, das moderne Errungenschaften am liebsten in organische Formen packte. Die mechanischen Teile, in die sich die fein gefalteten Seidenstoffe von „Shylight“ zusammenziehen und mit Hilfe derer sie sich entfalten, nehmen Anklänge bei Jugendstil-Ästhetik.

„In 20 Steps“ (2015) ist die andere Installation, die Bewegung thematisiert. Es geht um den Traum vom Fliegen. Oder sind es Bewegungsabläufe, wie sie Eadweard Muybridge in Folgen von Augenblicksbildern sichtbar machte? Drift verbindet 20 seriell geschaltete Paare von Glasröhren miteinander, die den Flügelschlag symbolisieren. Dafür sind die Glasröhren höchst exakt positioniert, Messing-Gewichte sorgen für Gegenbewegungen, für jedes Rohrpaar gibt es einen eigenen kleinen Elektromotor an der Decke sowie eine komplexe bewegliche Aufhängung. Wieder sind die Bauteile fein ausgeformt, ihre Materialität signalisiert Tradition und Beständigkeit. Statisches Seitenlicht lädt die Bewegung durch Licht-

brechung zusätzlich auf. Auf viele Betrachter wirkt die kinetische Skulptur höchst entspannend. Anders als im Treppenhaus ist die langsame, kontinuierliche Bewegung der Objekte hier fast geräuschlos.

Nebenan kann man der „Fragile Future III“ (2005) auf die Spur kommen. Es sind pflanzliche Cyborgs, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Gordijn und Nauta beobachten, wann sich der Kelch eines Löwenzahns zur Pustebume verwandelt. Sie und ihre Mitstreiter sammelten ungezählte Samenkapseln. Im Studio öffneten sich die Kelche, einzelne Samen wurden sortiert und auf eine Leuchtdiode geklebt, die selbst zur Blüte wird. Eine gefaltete Struktur aus Kupfer, nach dem Prinzip der Leiterplatte verbunden, bringt Natur und Technik gemeinsam zum Glühen. Die Gestalter sehen ihr ästhetisches Fleißprojekt als Statement gegen Massenproduktion und Wegwerfkultur. Hübsch anzusehen ist es auf alle Fälle. *Thomas Edelmann*

Die Ausstellung „Drift. Moments of Connection“ ist noch bis zum 8. Mai im Museum für Kunst & Gewerbe (MK & G) Hamburg zu sehen.



Aus Eindhoven: Lonneke Gordijn und Ralph Nauta von Studio Drift feiern in Hamburg mit ihrer Ausstellung den fünften Geburtstag der Elbphilharmonie.

Foto: Juule Schoor und Henning Rogge

MY STYLE.
MY STATEMENT.
GERARD BUTLER'S CHOICE.

OLYMP 24/SEVEN DYNAMIC FLEX JERSEY
BEQUEM WIE EIN T-SHIRT, STILVOLL WIE EIN HEMD

OLYMP

DISCOVER THE NEW
OLYMP 24/SEVEN STYLES
OLYMP.COM/24-SEVEN



KUNST

Wie ich die Documenta für mich gewinnen will

► In diesem Jahr jährt sich zum zehnten Mal die Documenta 13 und damit auch unsere Kunstaktion Ai Eiei: Sie bestand darin, uns mit einem aus der Hose hängenden Ei vor Exponaten der weltberühmten Kasseler Ausstellung fotografieren zu lassen und so den heutigen Kunstbegriff herauszufordern. Zur Überhöhung der Aktion schrieben wir ein paar Jahre später einen Artikel darüber, ob das nun Kunst gewesen sei oder nicht.

Die Reaktionen waren kontrovers, gerade auch innerhalb der Redaktion, aber so muss es bei der Kunst ja auch sein. Immerhin: Heute mächtige Leute, die damals noch nicht ganz so mächtig waren, zeigten sich öffentlich angetan, etwa der heutige Chefredakteur der „Bild“-Zeitung.

Mit dem Artikel, der ein halbes Jahr vor der Documenta 14 erschien, verband sich auch die Hoffnung, dort in Kassel, könnte womöglich Platz sein für eine solche Aktion, die direkt ins Herz der Ausstellung zielt. Aber von den Machern kam nie ein entsprechendes Signal.

Eine spätere Recherche zeigte, dass die Geschichte der Documenta voll ist von Initiativbewerbungen – sogar namhafter Künstler. So kam uns der Gedanke, derlei auch als noch nicht ganz so namhafter Künstler zu probieren, und zwar mit einem neuen Projekt.

Schnell war klar, es musste etwas mit der Coronapandemie zu tun haben. So etwas läuft in der Kunst vermutlich wie bei den Journalistenpreisen. Da werden auch immer die Sachen prämiert, die sich thematisch im Hauptstrom bewegen. Also: 2015/16 was über die Flüchtlingskrise. Momentan was über die Pandemie.

Wir haben zu Hause seit längerem Schnelltests gesammelt, massenweise, aus einer vagen Ahnung heraus, wir könnten sie dereinst gebrauchen. Dass sie tatsächlich zur künstlerischen Bearbeitung taugen, zeigt das Beispiel der amerikanischen Sängerin Katy Perry, die Schnelltests, mit Blingbling verziert, als Ohrhinge benutzt. Aber das ist letztlich Kunsthandwerk, nicht das, was wir wollen.

Unser Blick fiel auf eine andere unserer früheren Installationen: eine Art Skyline, gefertigt aus aufgestellten weißen Steinen, die das Mittelmeer in Jahrtausenden zu Rechtecken geschliffen hat und die es unserer Kenntnis nach so nur an einem Strand in Sizilien gibt. Wie



wäre es nun, wenn wir jeden zweiten weißen Stein durch einen weißen Schnelltest ersetzen?

Gesagt, getan. Es sah gut aus – aber was wollten wir damit sagen?

Neuerdings ist es ja in Mode, dass Künstler ihre eigenen Werke rezensieren. Nun denn: Die Kombination aus Stein, von der Natur geformt, und Plastik, vom Menschen gemacht, spielt darauf an, dass Natur und Kultur immer weniger zu trennen sind, weil der Mensch immer mehr in die Natur ausgreift – ideale Bedingung für die Übertragung des Virus. Die Lösung des einen Problems (Tests für eine bessere Beherrschung der Pandemie) wirft dabei wie so oft sofort ein neues auf (Plastikmüll).

In unserem Werk gibt es aber auch Hoffnung: Die Tests sind allesamt negativ – bis auf einen. Just bei dem handelt es sich um einen Schwangerschaftstest. Das könnte als Hinweis darauf gelesen werden, dass in der Pandemie eben nicht alles düster ist – und dass dort, wo, frei nach Hölderlin, das Sterben um sich greift, auch das Leben sein Haupt erhebt.

Bevor wir uns aber, wie mit Ai Eiei, wieder für nichts und wieder nichts die Finger verbrennen, haben wir einen Testlauf in den sozialen Medien gestartet. Wir twitterten ein Foto unseres Kunstwerks, und zwar so, dass die Steine und die Tests aussehen wie eine smogverhangene Megacity, und schrieben darunter: „Das Brainstorming für die #Documenta15 2022 tritt in die entscheidende Phase. #Covid #Art #Modern.“

Die Resonanz war sehr, sehr gut. An die 100 Likes, zum Teil auch von Kollegen aus dem Feuilleton. Zum Vergleich: Unsere Ankündigung eines Interviews mit dem damaligen CSU-Generalsekretär Markus Blume kam lediglich auf 25 Likes. Parallel haben wir die Installation

Die Ideen wachsen in den Himmel: Unser Autor gibt auf Twitter eine Vorschau auf seine Bewerbung.

auf unsere Gästetoilette gestellt. Mehrere Gäste waren seither da. Kalt ließ das Werk keinen.

Aber reicht das, um zur Documenta eingeladen zu werden? Ein Kunstwerk mit letztlich doch eher klassischem Ansatz, so klein, dass es auf einen Spülkasten passt? Eher nicht. Wahrscheinlich muss abermals eine Veredelung her. Da kam uns der neueste Schrei aus der Kunstszene in den Sinn: Non-Fungible Tokens, NFTs. Das sind digitale Kunstwerke, nicht austauschbar, nicht teilbar, bestehend aus einem geschützten Verweis auf eine digitale Ressource. So werden sie als Quasi-Unikate handelbar. Zuletzt hat das Wiener Museum Belvedere das Bild „Kuss“ von Gustav Klimt in 10.000 digitale Ausschnitte zerlegt und diese einzeln zum Kauf per Kryptowährung angeboten.

Doch hier ging es uns wie Künstlern, die eine Idee für eine Metallskulptur haben, aber nicht schweißen können. Die brauchen jemanden, der es kann, oder jemanden, der Leute kennt, die es können. Wenn der Jemand dann selbst noch Künstler ist – umso besser. So kamen wir auf Charlie Stein, eine phantastische Künstlerin, die vor allem als Malerin sehr erfolgreich ist, aber auch schon mit NFTs experimentiert hat. Sie sagte uns gleich: Die Debatte über die NFTs sei schon wieder am Abebben, NFTs würden gerade von klassischen Künstlern kritisch gesehen. Aus einem Objekt ein NFT zu machen adele dieses noch nicht zur Kunst. Aber wir sollten ihr doch mal das Foto unserer Installation schicken.

Es dauerte nicht lang, da schrieb sie zurück: „Stonehenge 22 love it.“ Dass das nicht einfach so dahingeschrieben war, zeigte sich einen Tag später, als sich die Bark Berlin Gallery, die auch Charlie Stein vertritt, bei uns meldete. Was wir da hörten, klang unglaublich: Man wolle aus meiner Installation tatsächlich ein NFT und damit eine Ausstellung machen. Was das bedeutet? Sie, liebe Leser, liebe Kunstfreunde, werden das Werk bald in einem virtuellen Ausstellungsraum betrachten und dann auch kaufen können! Mehr erfahren Sie unter dem Link www.barkberlingallery.de/stonehenge22 – und dann im F.A.Z.-Magazin.

Die Documenta 15 beginnt übrigens am 15. Juni. Wir wären wieder mal so weit. *Timo Frasc*



Fotos: Ashleigh McCord; Qiang Guo; Jo-Anne McArthur/Wildlife Photographer of the Year

Löwen, Kängurus und andere Wunder

► Die Amerikanerin Ashleigh McCord fotografierte zwei Löwen im kenianischen Nationalpark Maasai Mara, als Zeichen für Nähe inmitten unwirtlicher Umgebung. Die Kanadierin Jo-Anne McArthur dokumentierte nach den Buschfeuern in Australien das Schicksal der Kängurus, hier eines Muttertiers mit Jungem zwischen halb verbrannten Eukalyptusbäumen. Und Qiang Guo aus China setzte männliche Goldfasane im Naturschutzgebiet Lishan in der Provinz Shanxi in Szene. Was für Bilder! Dass sie alle im Februar beim Wettbewerb „Wildlife Photographer of the Year“ ausgezeichnet wurden: kein Wunder, sondern Naturwunder. (F.A.Z.)



DEINE PERFEKTE CHINO

Die Longs - MR MARVIS' Chino-Hosen - sind perfekt für den Frühling und Sommer. Der elastische Stoff ist leicht und zudem noch weich. Der teilweise elastische Hosenbund garantiert die ultimative

Passform und bietet ein Maximum an Komfort. Die Longs sind die perfekte Chino für das Büro und Wochenenden zugleich. Jetzt verfügbar in 23 Farben. Für welche wirst Du Dich entscheiden?



FINDE DEINE JETZT AUF MRMARVIS.DE





Der Schauspieler Urs Rechn stellt oft Bösewichte dar. Und das sogar in einem oscarprämiierten Film. Unterstützung fand er dabei auch in einer schlagenden Studentenverbindung.

Von Peter-Philipp Schmitt
Fotos Jens Gyarmaty

BAD MAN

Es war doch nicht sein letzter Auftrag. Und diesen muss Yuri auch erst noch zu Ende bringen. Er legt den linken Arm um den Hals des Manns, der da an einem Küchentisch sitzt, bevor er mit dem rechten von oben gegen Kopf und Stirn drückt. Das sieht für einen Moment beinahe zärtlich aus – bis es laut und vernehmlich knackt. Urs Rechn ist Yuri, ein belarussischer Profikiller, der in zwei Folgen der sechsten Staffel der britischen Fernsehserie „Strike Back“ auftaucht, um zu töten. „Ich musste der Regisseurin erst zeigen, wie man ein Genick bricht, damit die Szene authentisch wirkt“, sagt Rechn und lacht.

Der kurze Filmausschnitt ist nur einer von vielen, der in einem Showreel zu sehen ist, einer Sammlung von Arbeitsproben, mit denen sich der 44 Jahre alte Schauspieler präsentiert, um zum Beispiel über seine Agentur in London an neue Aufträge zu kommen. Rechn hat die Videos aus Filmen und Serien selbst zusammengestellt und -geschnitten. Mit ihnen will er Castern, Produzenten und Regisseuren zeigen, was er so alles spielen kann: vor allem Bösewichte, brutale Typen, die prügeln, erstechen, erschießen, die korrupt sind oder auch einfach nur Lust daran haben, andere Menschen zu quälen.

In „Lauf Junge lauf“ von Pepe Danquart spielte er einen SS-Untersturmführer, in „Wir waren Könige“ von Philipp Leinemann einen SEK-Beamten auf Abwegen, in der deutsch-dänischen Fernsehserie „Sloborn“ einen Polizisten auf einer virenverseuchten Insel, der seinen Sohn schlägt, damit aus ihm ein Mann werde. Selbst in der deutschen Filmkomödie „Catweazle“ mit Otto Waalkes in

der Hauptrolle, die im vergangenen Sommer in die Kinos kam, ist Rechn ein Unhold: der Fürst, vor dem der Magier Catweazle aus dem Mittelalter in die Jetztzeit flieht.

Das hat natürlich auch viel mit ihm als Person zu tun: Rechn, der in Halle (Saale) geboren wurde, ist „ein Bär von einem Mann“, wie das Udo Jürgens in seinem Lied „Anuschka“ so humorvoll besang. „Ich denke dennoch nicht, dass ich auf die einfachen, körperbetonten Typen abonniert bin“, sagt Urs Rechn. „Dass ich aber ein bisschen breiter, ein bisschen maskuliner bin als andere, das ist halt so.“ Und das war auch schon ganz früh und auf der Schauspielschule in Leipzig so: „Ich wusste von Anfang an: Als sensiblen jugendlichen Liebhaber wird mich nie einer besetzen. Dafür bin ich nicht der Typ Mann.“

Und so spielt er seit 25 Jahren vor allem echte Kerle und Haudgegnen, zunächst in deutschen Fernsehserien wie „Tatort“, „Polizeiruf 110“ und „GSG 9 – Ihr Einsatz ist ihr Leben“, inzwischen aber auch in Produktionen wie „Outlander“, „Barbaren“ und „Dogs of Berlin“ sowie sogar in einem oscarprämiierten Kinofilm: „Sauls Sohn“.

QUEREINSTEIGER BEIM CORPS

Rechn ist aber nicht nur Schauspieler, er ist auch schlagender Verbindungsstudent. Was ziemlich einzigartig ist. Seit 15 Jahren ist er Mitglied des Berliner Corps Guestphalia, einer pflichtschlagenden und farbetragenden Studentenverbindung. Mit Stolz trägt er das grün-weiß-schwarze Band um die Brust. Alle paar Wochen schaut er in der alten Villa in Dahlem vorbei, deren Garten an die Freie Uni-

versität Berlin grenzt. Die jüngeren Mitglieder des Corps wohnen und studieren und feiern ihre Feste hier. Rechn ist Alter Herr. Seit er eine Tochter hat, mittlerweile drei Jahre alt, ist er viel seltener auf dem Corpshaus anzutreffen als noch vor ein paar Jahren. Fürs Foto an diesem Wintertag greift er aber auch noch mal zur Glocke, der studentischen Waffe, mit der die schlagenden Verbindungen in Berlin fechten, und auch zu einem Glas Bier, um mit den Aktiven anzustoßen. Das gehört einfach dazu, wenn ein Alter Herr aufs Corpshaus kommt.

Zum Corps kam er als „Quereinsteiger“, wie er sagt. Sein Vater ist der Maler und Grafiker Günther Rechn, seine Mutter war E Levin am Theater in Halle, später Chefin der Requisite am Cottbuser Staatstheater. Als Jugendlicher in der DDR wollte er Dirigent werden, er beherrscht Waldhorn, Violoncello und Klavier, war auf einer Spezialschule für Musik, als Vorstufe fürs Musikstudium. „Gesungen habe ich seit ich 13 war, unter anderem in der ‚Zauberflöte‘“, erzählt Rechn. Doch nach der Wende war vieles plötzlich anders, die Musik verlor ihren Reiz für ihn.

Da er von klein auf am Theater war, hatte er früh Kontakt zur Schauspielerei. Schließlich bekam er seine erste Rolle: in „Ole Bienkopp“ von Erwin Strittmatter. „Der Regisseur wollte mich, als Vorderteil von einem Pferd“, erzählt Rechn. „Dazu sagte er: ‚Ich brauche jemanden, der das spielen kann.‘“ Wenig später stand er im „Hamlet“ auf der Bühne, als Cornelius. „Da merkte ich, was Schauspielerei wirklich bedeutet. Dass es nicht nur von alten Leuten betrieben wird, die glauben, dass sie was Besseres sind.“

Auf dem Corpshaus: Regelmäßig geht der Schauspieler Urs Rechn zu seiner Verbindung, dem Corps Guestphalia Berlin. Dort trinkt er mit den Aktiven ein Bier oder greift – fürs Foto – auch noch einmal zu Armstulp und Glocke, der studentischen Waffe, mit der in Berlin gefochten wird.



Obwohl die Dramaturgin ihm damals schon riet, Schauspielerei zu studieren, verpflichtete er sich erst einmal bei der Bundeswehr, und das für länger, unter anderem als Fallschirmjäger. In den Taschen seiner Uniform aber steckten als Soldat die großen Dramatiker und ihre Stücke, kleine Hefte, die der Verlag Rowohlt 1996 zu seinem fünfzigjährigen Bestehen und für den Preis von jeweils zwei Mark herausgegeben hatte. „Da habe ich, wann immer möglich, drin gelesen, um der alltäglichen Tristesse zu entgehen“, erzählt Rechn. Vor allem Brecht sei zu einem ständigen Begleiter geworden. „Irgendwann wurde mir klar: Offizier wirst du nicht. Ich mache lieber das, was ich wirklich kann und möchte.“

Kaum hatte er der Bundeswehr den Rücken gekehrt, kamen schon erste Fernsehangebote. Auf Anraten von Freunden seiner Eltern ging er aber zunächst an die Hochschule für Musik und Theater „Felix Mendelssohn Bartholdy“ in Leipzig, wo er zwei Jahre studierte und zwei weitere Jahre, als Teil seiner Ausbildung, am Staatsschauspiel Dresden auf der Bühne stand. Seit 2005 ist er offiziell Diplom-Schauspieler, das Thema seiner Abschlussarbeit: Bertolt Brechts und Samuel Becketts Einfluss auf ihn und seine Arbeit als Schauspieler.

Von Dresden führte ihn sein erstes Engagement ans Landestheater Tübingen. „Dort habe ich 2007 gekündigt und bin wegen einer Frau nach Berlin gegangen“, erzählt Rechn. Sie schmiss ihn aber schon nach drei Monaten wieder aus ihrer Wohnung. „Ich brauchte damals dringend eine Bleibe, allerdings nicht für lange, weil ich bereits einen Vertrag mit dem Städtischen Theater in Chemnitz in der Tasche hatte.“

Über den Freund eines Freundes hörte er von einem Zimmer auf einem Corpshaus. „Ich dachte an eine WG und an einen Chor und sagte mir, meinetwegen singe ich auch für die.“ Er wusste zwar, dass es schlagende Verbindungen gibt, aber was ein Corps oder auch eine Kneipe ist, zu der man ihn gleich einlud, wusste er nicht. Mit der S-Bahn fuhr er hinaus nach Dahlem. „Alle waren adrett gekleidet, ich natürlich auch. Ich setzte mich hin und merkte schnell: Ah, ‚Der Untertan‘.“ Den Film aus dem Jahr 1951 zum Roman von Heinrich Mann über den fiktiven Studenten Diederich Heßling, Mitglied einer schlagenden Studentenverbindung im Deutschen Kaiserreich, kannte er. „Ich mochte ihn, auch weil es einige Sachen gab, die ich schon ausgestorben wähnte.“ Lieder zum Beispiel, die er noch aus DDR-Zeiten und von Dorffesten kannte. „Alle haben an dem Abend bei der Kneipe gesungen, obwohl es keiner von ihnen so recht konnte. Und es wurde auch unheimlich viel Bier getrunken, aber alles mit einem gewissen Stil.“

Schnell habe er gemerkt: „Hier will ich ein Band aufnehmen.“ Obwohl er wusste, dass die Guestdphalen pflichtschlagend sind. „Ich dachte, sportfechten kann ich, bühenfechten auch, habe ich ja auf der Schauspielschule gelernt, so schwer kann das nicht sein. Vom studentischen Fechten aber hatte ich keine Ahnung.“

Eine Mensur, wie der streng reglementierte Fechtkampf unter Studenten genannt wird, ist längst kein Duell mehr auf Leben und Tod; ernsthafte, gar tödliche Verletzungen sollen unbedingt vermieden werden. Demgemäß ist die scharf geschliffene Waffe ein „Schläger“, die beiden Paukanten stehen still und können nur zuschlagen, nicht zustoßen. Das Einpauken für eine Mensur dauert gewöhnlich ein Semester, Rechn aber, 2007 schon Ende 20, hatte nach sechs Wochen seine erste und kurz danach die zweite Partie. „Technisch war ich nie ein Idol, aber sehr hart, und die Moral stimmte.“ Genau das sei bei einer Mensur gefragt: sich zu überwinden, sich hinzustellen. „Einen Sieger gibt es nicht. Die eigenen Corpsbrüder entscheiden, ob die Partie am Ende genügt hat.“ Einen Schmiss jedenfalls hat sich Rechn bei seinen vier Mensuren nicht eingefangen.

Warum er bei einem Corps aktiv wurde? Er schätzt das Netzwerk, das sein Corps mit anderen Corps verbindet. „Nicht im Sinne von Vitamin B. Übers Corps kann man gut Leute kennenlernen, und das in ganz Deutschland.“ Auch dass die Corps, anders als Burschenschaften, unpolitisch sind, ist ihm wichtig. „Das heißt nicht, dass es bei uns keine politischen Diskussionen gibt. Wir haben aber eine gemeinsame Basis, sind vielleicht eher konservativ, aber es gibt ein Mindestmaß an Übereinstimmung, was geht und was nicht.“ Corpsstudenten, sagt Rechn, seien weltoffen und tolerant, sie legen Wert auf eine breite Meinungsvielfalt. „Ich mag, dass ich mich mit meinen Corpsbrüdern bis fast aufs Blut streiten kann, bis an die Grenzen der gegenseitigen Überzeugungen. Am Ende aber geben wir uns die Hand und trinken ein Bier zusammen.“

Mal wieder böse: Urs Rechn als Wehrmachtsoffizier und Leiter eines deutschen Kriegsgefangenenlagers im Spielfilm „Instrument of War“ (oben) und als gewalttätiger Drogenschmuggler in der „Polizeiruf 110“-Folge „Im Schatten“



Nach seinen Monaten als aktiver Corpsstudent bei den Guestdphalen ging er 2008 ans Städtische Theater Chemnitz, spielte unter anderen den Mr. Peachum in Brechts „Dreigroschenoper“, den Stanley Kowalski in Williams' „Endstation Sehnsucht“ und den Herzog von Cornwall in Shakespeares „König Lear“. Doch nach fünf Jahren war Schluss damit, auch weil Rechn sich ausgebeutet fühlte. Seine Gage betrug gerade einmal 2150 Euro brutto, bei einer 80-Stunden-Woche, wie er erzählt. An eine Familie war nicht zu denken. Rechn hatte die Nase voll und wollte etwas Neues wagen.

Seither konzentriert er sich ganz auf Film- und Fernsehrollen, ist dabei nicht immer wählerisch. „Ich bin in der glücklichen Situation, fast alles annehmen zu können, was mir angeboten wird“, sagt er. „Auch wenn es oft Stereotype sind: ein Pimp, ein Ex-Knasti, ein gefallener Bulle oder eben ein Nazi.“ Es stört ihn aber auch nicht, dass er oft stereotyp besetzt wird. Er findet es sogar ganz normal: „Das ist bei fast jedem Schauspieler so. Irgendwann findet dich die Figur, in der du dann wesentlich mehr spielen, zeigen und erzählen kannst als in anderen Rollen.“

OFT STEREOTYP BESETZT

Doch 2014 bekam er ein auch für ihn überraschendes Rollenangebot. Der ungarische Regisseur László Nemes war im Internet zufällig auf den Deutschen gestoßen, auf Myspace fand er einen Theaterauftritt von Urs Rechn als Kriegsheimkehrer Beckmann in Wolfgang Borcherts „Draußen vor der Tür“. „László verstand kein Deutsch, aber ihm gefiel die Figur, und so fragte er mich, ob ich in seinem Film mitspielen wollte: Es gehe um das ‚Dritte Reich‘, um Auschwitz. Ich dachte, das wird das Übliche sein, ein SS-Mann oder Wehrmachtssoldat.“ Doch Rechn sollte einen jüdischen Häftling spielen, den Oberkapo Biedermann. „Das war eine der zentralen Figuren in dem Film.“ Seine Agentur riet ihm dennoch ab, das sei der erste Film des Regisseurs, das werde eh nichts. Nemes, der auch das Drehbuch mitgeschrieben hatte, blieb hartnäckig und meldete sich privat bei Rechn. „Und ich sagte: Na klar mache ich das. Auch wenn's kaum Geld dafür gab.“

Darum auch half er Nemes nach der Fertigstellung des Films beim Synchronisieren. „Die SS-Leute wurden allesamt von Ungarn oder Polen gespielt, die im Film aber deutsche Parolen brüllen mussten. Das haben wir einfach auf dem Corpshaus gemacht.“ Rechn baute ein kleines Studio auf und nahm das wüste Geschrei mit seinen jungen Corpsbrüdern auf. „Der Toningenieur war aber gar nicht zufrieden und sagte uns, dass wir das im Freien machen müssten. Und so wiederholten wir das Ganze an einem Sonntagnachmittag. Allerdings nur bei geöffneten Fenstern und in der Hoffnung, dass die Studenten von nebenan frei hatten und unsere Nachbarn unsere fürchterlichen Beschimpfungen nicht hören konnten.“

Der Film mit einem Budget von nur 600.000 Euro wurde bei den Filmfestspielen in Cannes 2015 erstausgeführt und dort gleich mit dem Großen Preis der Jury ausgezeichnet. 2016 gewann „Sauls Sohn“ dann den Oscar als bester fremdsprachiger Film. Urs Rechn war als einer der Hauptdarsteller immer mit dabei, auch auf dem Roten Teppich in Los Angeles. Was aus finanziellen Gründen fast nicht möglich gewesen wäre. „Ein Corpsbruder drückte mir aber einfach 3000 Euro in die Hand und sagte: ‚Wenn du mehr brauchst, rufst du an!‘“



Bei einem Gala-Dinner in Los Angeles saß er dann am Tisch des Oberrabbiners von Beverly Hills, Pinchas Eliezer „Pini“ Dunner, dessen Großvater Josef Hirsch Dunner der letzte Oberrabbiner von Ostpreußen vor dem Zweiten Weltkrieg gewesen war. „Wir kamen ins Gespräch, und er sagte zu mir: ‚Wenn ihr den Oscar gewinnt, kommst du für zwei Wochen zu mir.‘ Ich nahm das nicht ernst, aber er rief tatsächlich an.“ Rechn blieb und schlief in einem der Zimmer von Danners Söhnen. „Wir hatten eine lustige Zeit, saßen abends zusammen, unterhielten uns, tranken koscheren Rotwein. Weil ich nicht genau wusste, was das ist, fragte ich ihn: ‚Was ist denn koscherer Rotwein?‘ Er antwortete: ‚Der, der mir schmeckt.‘“

Der Oscar öffnete Urs Rechn Türen, er bekam auch einige Rollenangebote, hatte Castings. „Aber es dauerte allein schon ein halbes Jahr, um meine Empfehlungsschreiben zusammenzubekommen“, sagt Rechn. „Nach anderthalb Jahren hatte ich erst die Dokumente für eine Arbeitserlaubnis beisammen. Wenn ein großer Regisseur mich gewollt hätte, wäre das sicher über die Produktionsfirma viel schneller gegangen. So aber verpuffte die Publicity.“ Und auch der Wert des Oscars: „Nach einem Oscar, so heißt es, hast du ein Jahr Zeit, um was zu werden. Danach bist du nichts mehr, wenn du keine Kontakte aufgebaut hast. In Hollywood galt schon immer: Americans first.“

Auch wenn Rechn zwischendurch immer wieder arbeitslos war, von Hartz IV leben musste und die vergangenen zwei Corona-Jahre alles andere als einfach für ihn und seine Familie gewesen sind: Inzwischen läuft es ganz gut. Gerade hat er die Serie „Ze Network“ mit dem Regisseur Christian Alvart für den Streamingdienst RTL+ abgedreht, in der er schon bald als schmierig-schräger Kommissar Comberg an der Seite von Henry Hübchen und David Hasselhoff zu sehen sein wird. Die beiden Schauspieler spielen sich selbst. Auch in „The Ipress File“ für ITV mit Joe Cole und Tom Hollander in den Hauptrollen ist Rechn eine eher böse Figur, der spionierend-sabotierende „Housemartin“. Die englische Mini-Serie geht zurück auf einen Agentenfilm gleichen Namens aus den Sechzigerjahren, mit Michael Caine als Geheimagent Harry Palmer.

Viel zu verdanken hat Urs Rechn seiner Casting-Agentin Suse Marquardt. Sie stellte ihm den Regisseur Christian Alvart vor, der die ersten fünf Nick-Tschiller-„Tatorte“ mit Til Schweiger inszeniert hatte. Alvart, der auch „Sloborn“ mit Rechn drehte, brauchte für seine Dramaserie „Dogs of Berlin“ einen Anspielpartner für die Hauptdarsteller Kurt Grimmer und Erol Birkan, gespielt von Fahri Yardım und Felix Kramer. Und so bekam er die Rolle des Gert Sailer, des Vorgesetzten der beiden. „Da bin ich sogar ein Guter“, sagt Rechn und lacht. „Wenn auch mit Attributen.“

Foto: ddb, MDR, Christiane Schreiber

ALPINE

MODELL
ABGEBILDET: A110 S
ZWEIFARBIGE FARBE :
FEUER ORANGE +
TIEFSCHWARZES

AERO-PAKET
AUS CARBON :
FRONTBLENDE +
HECKSPOILER

STRUKTUR AUS
ALUMINIUM (96 %)
LEERGEWICHT :
1109 KG

NEUE
A110
NERVENKITZEL
IN JEDER KURVE



Neue Alpine A110 S, Benzin, 221 kW: Gesamtverbrauch (l/100 km) innerorts: 8,6; außerorts: 5,4; kombiniert: 6,8 – 7,0. CO₂-Emissionen kombiniert (g/km): 153 – 160; Energieeffizienzklasse: E. Alpine A110 Gesamtverbrauch kombiniert : 6,7 – 7,0; CO₂ kombiniert : 152-160. Energieeffizienzklasse : E-E (Werte nach Messverfahren VO [EG] 715/2007). Abb. zeigt Alpine A110 mit Sonderausstattung. Die deutschen Alpine Center finden Sie unter: www.alpinecars.com



Hose von Salvatore Ferragamo, Blazer von Valentino

Wer bin
ich? Und
überhaupt:
*Mann oder
Frau? Alles*

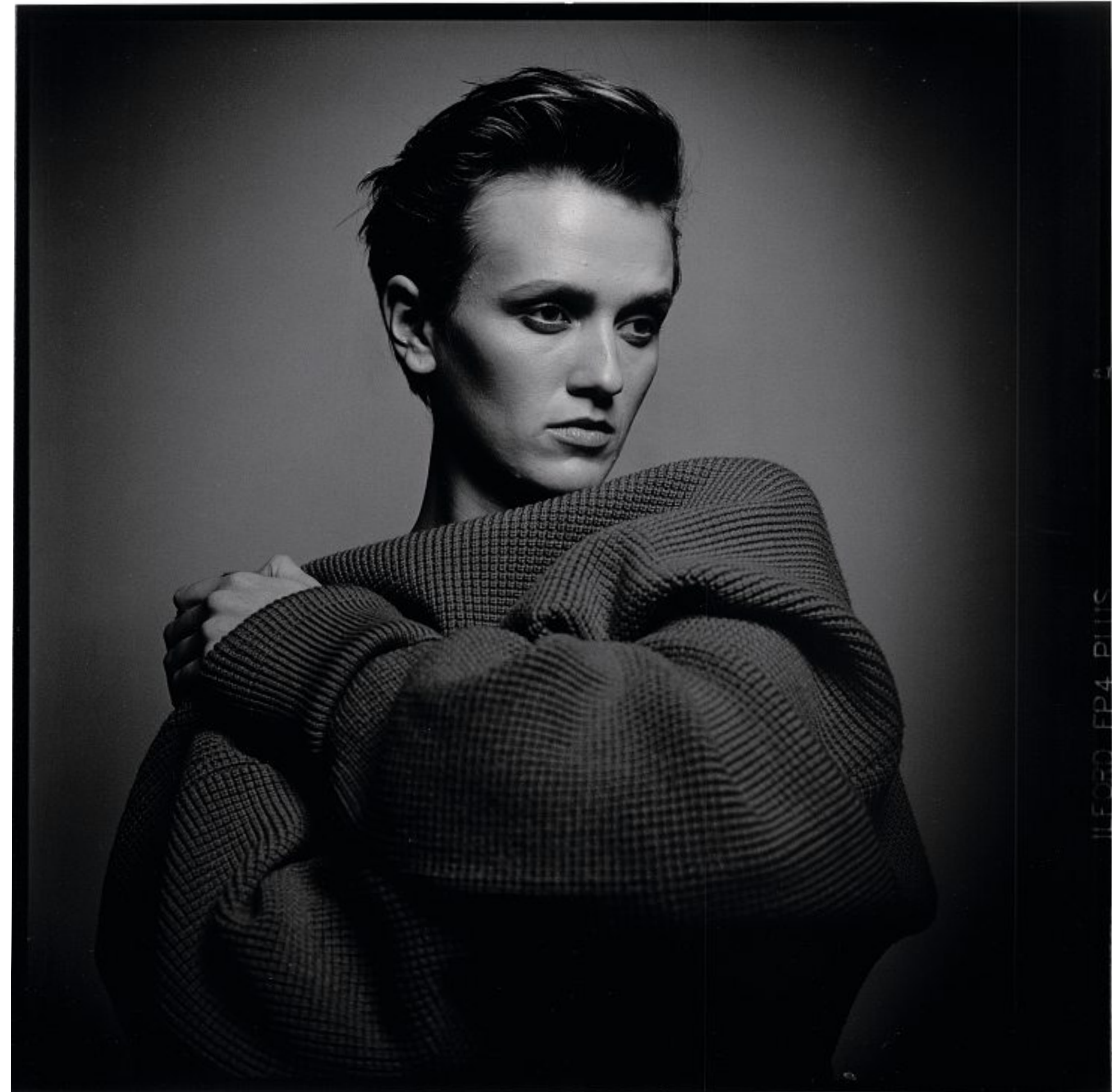
*Styling Anna Wender
Fotos Frank Röth*

*anders ist
in Mode.*





Hose von Karl Lagerfeld, Jackett von Prada, Schuhe und Socken von Adidas



Kleid von Loewe



Anzug von Brioni



Hemd von Brioni, Hose von René Storck



Komplettlook von Jil Sander



T-Shirt und Hose von René Storck, Schuhe von Prada



Hemd von Hermès, Hose von René Storck, Schuhe von Copenhagen Studios

Ist sie ein Mann? Oder eine Frau? Oder ist es egal?

Unser Model Sandra Klewinghaus überwindet in Herrenmode Geschlechterklischees. Von Anna Wender

Ist es ein Junge? Oder doch ein Mädchen? Man muss genau hinschauen, um zu erkennen, dass in unserer Strecke kein Mann posiert. Der schmale Körper, die kleinen Brüste, das androgyne Gesicht und die kurzen Haare machen es schwer, Sandra Klewinghaus als Frau wahrzunehmen. Auch die Stücke aus den aktuellen Herrenkollektionen helfen der Illusion auf die Sprünge.

Sandra Klewinghaus gehört einer Generation an, die so gekommt mit den Geschlechterrollen spielt, dass das binäre System an Bedeutung zu verlieren scheint. Viele Mitglieder der Generation Z, der ungefähr zwischen 1997 und 2012 Geborenen, sind der Meinung, dass traditionelle Geschlechterrollen und Normen, die Sexualität betreffen, überholt sind. Für sie sind Geschlecht und Sexualität etwas Fließendes, das sich im Laufe des Lebens verändern kann. Vor allem Ältere lehnen diese grenzenlose Sichtweise oft ab und bleiben bei der Dichotomie von männlich oder weiblich, hetero- oder homosexuell, schwarz oder weiß.

Ob Sandra Klewinghaus eine Frau oder ein Mann ist, erkennen Andere im Alltag manchmal nicht sofort. Das liegt nicht nur an ihrem androgynen Gesicht, sondern an einer simplen Entscheidung, die sie vor eineinhalb Jahren traf.

Mit 15 Jahren wurde sie von einem Modelsout auf der Zeil in Frankfurt entdeckt. Mit 16 folgten die ersten Test-Shootings. Ein Jahr später ging es nach London, dann lief sie auf der Mailänder Modewoche. Vor dem Beginn ihres Mathematikstudiums arbeitete sie hauptberuflich als Model, posierte in Hochzeitskleidern, Röcken und High Heels. Mit dem Studium wurden die Jobs weniger, mit der Coronapandemie fielen sie ganz weg. Dann die Entscheidung im Sommer 2020: Die langen Haare wichen der Kurzhaarfrisur.

Während ihre Kolleginnen wieder Aufträge bekamen, passierte bei Sandra Klewinghaus lange nichts – zumindest nicht in Deutschland. Anfragen aus dem Ausland lehnt sie größtenteils ab, sie überschneiden sich oft mit den Klau-

surenphasen ihres Studiums. Auch wenn die kurzen Haare weniger Jobs für sie bedeuten, gefallen sie ihr besser als der komplett weibliche Look, den sie vorher trug.

Bevor die Frage aufkommen kann, ob sie lieber ein Mann wäre, stellt sie klar: „Ich bin eine Frau, aber lasse mich davon nicht einengen. Und überhaupt: Was ist schon eine Frau oder ein Mann?“ Typisch Generation Z. Schon in ihrer Kindheit gab es nichts, was sie nicht machen durfte. „Bei uns war alles ein bisschen umgedreht. Ich war gefühlt mehr Junge als meine Brüder“, erzählt sie. Mit ihnen, der eine älter, der andere jünger, tanzte sie Ballett und ging reiten. Die Jungs trugen wie selbstverständlich Kleidchen – für die fünf Geschwister, zu denen noch zwei Mädchen zählen, gab es kaum klassische Rollenbilder.

Erst als es in die Schule ging, führten gesellschaftliche Normen in Bezug auf das Geschlecht zu Unsicherheiten. Ihre Brüder waren davon mehr betroffen als sie: „Selbst heute wird es eher akzeptiert, wenn Mädchen Fußball spielen, als dass Jungs Ballett tanzen.“ Zwar entsprach auch Sandras Körperbau nicht dem weiblichen Ideal, das in der Gesellschaft vorherrscht, doch noch bevor sie sich über ihre kleinen Brüste oder ihren schmalen Körper den Kopf hätte zerbrechen können, begann ihre Modelkarriere. „Ich habe dadurch extreme Bestätigung bekommen. Dafür, wie ich aussehe, und dass man kein Ideal erfüllen muss.“

Die Vierundzwanzigjährige tritt nicht sehr feminin auf, in ihrem Studiengang und bei ihren Studentenjobs gibt es nicht viele Frauen: Ihre Kommilitonen im Masterstudiengang Mathematik und Meteorologie sowie ihre Arbeitskollegen im Garten- und Landschaftsbau sind überwiegend männlich. Neben dem Studium klettert sie in T-Shirt, Arbeitshose und Sicherheitsschuhen auf Bäume, verlegt Fliesen oder schüttert Kies auf.

Die Modelwelt ist dagegen eine Art Paralleluniversum. Obwohl sie schon früher wegen ihres androgynen Gesichts gebucht wurde, haben sich durch die kurzen Haare ganz

neue Möglichkeiten aufgetan. Sie fühlt sich wohler, und die Jobs, für die sie jedes Mal mindestens einmal im Blazer posiert, fallen ihr leichter. „Es fühlt sich viel mehr nach mir selbst an als dieses komplett Weibliche vorher.“ Trotzdem spielt sie noch gerne mit den Geschlechterklischees.

Seit ihrer Veränderung wird sie häufig als Mann angesprochen – selbst wenn sie bewusst weiblich auftritt. „Das wundert mich und geht mir wahnsinnig gegen den Strich. Warum ist das Bild, dass nur Männer kurze Haare tragen dürfen, so in unseren Köpfen verankert?“ Auch dass viele bei Themen wie Sexualität oder Geschlecht abblocken, ärgert sie. „Viele haben einfach keine Berührungspunkte mit Menschen, die nicht heterosexuell sind oder sich nicht mit ihrem biologischen Geschlecht identifizieren.“ Sie will aufklären: Geschlecht und Sexualität sind für sie ein Spektrum, an dessen Enden man sich verorten kann, aber auch dazwischen.

Diese Denkweise befreit nicht nur die Generation Z von den Vorstellungen, die an Geschlechter geknüpft sind. Das binäre System mit seinen Rollenmustern schränkt viele junge Leute bewusst oder unbewusst ein. Eine Frage beschäftigt die Jüngeren dabei langfristig: Wer wäre ich, wenn mir die Gesellschaft nicht aufgrund meines biologischen Geschlechts vorgeben würde, wie ich zu sein habe? Vor allem Mode und die äußere Erscheinung spielen dabei eine wichtige Rolle.

Auch Sandra Klewinghaus kauft nicht nur in der Damenabteilung ein. Aber würden mehr Männer Röcke tragen, wenn sie nicht dem weiblichen Geschlecht zugeordnet wären? Sie wären jedenfalls nicht weniger ein Mann. Genau so ist Sandra Klewinghaus nicht weniger eine Frau, nur weil sie kurze Haare oder einen Anzug trägt. „Und überhaupt: Wer gibt Menschen das Recht, anhand meines Aussehens zu beurteilen, ob ich eine Frau oder ein Mann bin? Es ist doch eigentlich egal.“ Was kurze Haare und andere Kleider nicht alles bewirken können. ◀

Fotos: Frank Röth

Produktion und Styling: Anna Wender

Model: Sandra Klewinghaus (East West Models)

Haare & Make-up: Elena Becker

Styling-Assistenz: Chiara Einsath

Catering: Alfons Kaiser



Mit, ohne, frei von: Die Welt der Schokoaufstriche wird (ein wenig) gesünder. Haselnut etwa kommt ohne weißen Zucker aus.



Männermode – was genau bedeutet das? Das Victoria-and-Albert-Museum in London geht dieser Frage von Samstag an in einer Ausstellung nach. („Fashioning Masculinities“)



Nicht nur Neugeborene haben ein Nest verdient. Die Designerin Maria Wolff Metternich hat mit ihrem Textile Lounger eines für Erwachsene entworfen.



Auch Sneaker von Luxusmarken brauchen heute ein Öko-Versprechen: Der Nama (Chloé) soll dank recyceltem Netzstoff einen geringeren CO₂-Fußabdruck haben.



Wenn es vom Mobiliar schon die komplette Outdoor-Version gibt, dann darf auch das einfach nicht fehlen: ein Teppich fürs Grüne. (Benuta)



Hier zu sehen ist ein Barhocker, der lieber ein simpler Holzstuhl wäre. (Takt)

Waschen, schneiden, aber keine Pink Tax

Der Berliner Friseur Shan Rahimkhan macht als einer der ersten in Deutschland einen klaren Schnitt: Seine Preisberechnung ist von nun an nicht mehr eine Frage des Geschlechts.



Und dieser Ferrari ist nur ein Eindruck aus „Made in Italy“, einem Bildband über Autos aus, na klar, Italien. Fotografiert hat Piotr Degler.



Viel mehr als die Jacke der neuen Marke Konundrum braucht der Mensch vielleicht gar nicht. Sie setzt sich modular zusammen: Einzelteile wie Ärmel, Kapuzen, Thermoisolation oder Taschen kann man bei Bedarf dazukaufen.

Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten

zusammengestellt von Jennifer Wiebking

#

128

Workation-Index

Wetter schön, Essen gut, WLAN schnell: Wo lässt es sich zugleich arbeiten und urlauben? In Jahr drei, in dem Präsenz am Arbeitsplatz nur noch bedingt eine Rolle spielt, hat der Ferienhaus-Anbieter Home To Go seine Nutzer befragt. Hier die Top Fünf auf der Basis von Arbeits- und Urlaubsklima:

1. Tokio
2. Bangkok
3. Madrid
4. London
5. New York



Wenn die Outdoor-Ausrüstung in Corona-Zeiten wie von selbst wächst, kommt es auf einen neuen Rucksack (Big Agnes) auch nicht mehr an.

Als ich im Flugzeug sitze, sind meine Nerven ganz flatterig. Die Vernunft ist zigarettenpapierdünn geworden, ist bloß noch der Hauch einer Schicht zwischen ruhigem Dasitzen, der reglosen Wahrnehmung des unerhörten Vorgangs unter mir (das Rattern der Räder, das Pumpen der Maschinen) und heiloser Panik, auf der ich davonreiten könnte statt auf Rädern und Flügeln. Das Flugzeug hebt ab, ich schlafe bald ein, und das Flugzeug landet wieder. Die Vernunftmembranschicht ist ein bisschen stabiler geworden, ich steige aus und bin in einem fremden Land.

Ich war nie die große Abenteurerin. Warum Menschen mit ihren Laptops nach Vietnam oder Sri Lanka fahren, um dort dann doch nur an ihrem Laptop zu sitzen und zwischendurch mit Wasserschlängen zu baden oder Yoga vorm Sonnenuntergang zu machen, will mir nicht recht einleuchten. Im Gegenteil, „Remote-Arbeiten“ am Strand oder Sabbaticals im Dschungel erschienen mir stets etwas dekadent. Ich komme aus dem Emsland, saß zum ersten Mal mit 13 Jahren in einem Flugzeug und dann wieder viele Jahre nicht, habe den europäischen Kontinent erst einmal verlassen und fahre am liebsten an die Nordsee, die ich kenne, seit ich ein kleines Kind war, das sich furchtlos in alle Wellen stürzte.

So furchtlos bin ich heute nicht mehr. Reisen gab es trotzdem immer wieder, und jedes Mal, wenn ich Städte wie Rom oder Budapest, Barcelona oder Wien kennenlernte, habe ich es geliebt. Ich habe die fremden Gerüche und das Rauschen der Städte, jedes für sich genommen ein bisschen anders, das gute Essen und das leichte Leben geliebt. Ich habe fremden Sprachen gelauscht oder deutschen Touristen zugehört, die sich peinlich laut in meiner eigenen Sprache unterhielten, und in mich hineingegrinst. Ich habe monumentale Kirchen besichtigt und verwinkelte Gassen erkundet, ich habe das Flair der Fremde aufgesogen wie ein Schwamm und war glücklich.

Und trotzdem: Als die Corona-Pandemie sich einstellte und wir zu Hause blieben, habe ich nichts vermisst, im Gegenteil. Ich war froh, gesund zu sein und mich einzuigeln, abends Nudeln zu essen und gemütlich auf dem Sofa zu kuscheln. Mehr, dachte ich über viele Monate hinweg, brauche ich auch gar nicht im Leben. Ein bisschen Sonne auf dem Balkon oder im Park, Unterhaltungen mit Freunden und Familie, ein paar Spaziergänge, gute Pastagerichte, einen Netflix-Account und ein ordentlich ausgestattetes Bücherregal. „Du bist eigentlich eine richtige Stubenhockerin“, stellte ein Freund erstaunt fest, erstaunt auch deswegen, weil ich ohne Pandemie meist viel unterwegs war, alles mitgemacht und mitgenommen habe und ein geselliger Mensch bin. Zu Dienstreisen sage ich nie, nie, nie Nein, zu anderen Trips erst recht nicht. Und doch waren die ersten Monate daheim auf dem Sofa für mich ziemlich in Ordnung. Mir fehlte, so dachte ich, nichts.

Wie mir ging es vielen. Uns geht's ja noch gold, dachten wir, solange wir verschont blieben vom Virus und seinen Folgen, solange wir einen Job hatten und im Sommer sogar ans Meer konnten. Die Instagram-Timelines wurden plötzlich vollgespült mit glücklichen Menschen, die im Schwarzwald oder in Bayern Urlaub machten, die an Nord- und Ostsee fuhren und dort so instagramfähige Avocadobrote und Hafersmoothies vorfanden wie in London oder Berlin. Ich muss hier nicht weg, zumindest nicht weit, das dachte und denke ich oft, ich hab' ja wohl noch meinen Geist und die Bücher, die ihn gefälligst in andere Welten und Länder entführen, und die Filme, die ihn ablenken von einer Corona-Realität, und die Musik, die ihm das Gefühl von Freiheit gibt.

Und dann eine Dienstreise, ausgerechnet nach New York, das kann doch nicht mein Ernst sein? Ich setze mich gegen jedes schlechte Gefühl in das Flugzeug und jette in die Ferne, als hätte ich nicht die vergangenen sechs Monate damit



In die Fremde

Von Johanna Dürrholz

Eigentlich hatte unsere Autorin nicht das Gefühl, viel zu vermissen in den vergangenen zwei Jahren. Sie war gesund, ihr ging es gut. Aber eine Sache hat ihr doch gefehlt.

verbracht, an einem 1000-Teile-Puzzle mit Harry-Potter-Charakteren zu scheitern und mir unseren Park um die Ecke doch noch mal von einer anderen Seite anzugucken.

An meinem zweiten Tag in der Stadt wache ich um fünf Uhr morgens auf, dem Jetlag sei's gedankt, und warte, bis es draußen hell wird. Gehe zu einem Coffeeshop, trinke einen „Americano“ mit weichem „r“, was sich in Amerika *truly weird* anfühlt, und esse frohlockend süße Cookies mit Erdnussbutterfüllung. Ich steige in Brooklyn in die Bahn, fahre ans äußerste Ende von Manhattan und schaue auf den Hudson: In der Ferne glitzert

Wo kann man besser morgens um fünf Uhr aufwachen? New York bringt Reisende um den Schlaf, erst recht, wenn es die erste Reise nach langer Zeit ist.

die Sonne auf dem Wasser, und eine mir wohlbekannte Figur reckt majestätisch eine Fackel in die Höhe, als wäre sie dort hingebaut worden, um in alle Ewigkeit pandemiemüden Touristen ihre ikonische Zeitlosigkeit vor Augen zu führen, als wollte sie sagen: Auch das geht vorbei. Ich stehe schließlich immer noch hier!

Ich laufe die nie enden wollenden Straßen entlang, gucke links und rechts auf die drohenden Kastenhäuser, und ich bin plötzlich froh, dass ich diese Reise unternommen habe. Dieses Ziehen in der Brust, das hatte ich ewig nicht, stelle ich erstaunt fest. Da fährt man einmal nach Manhattan und wird zum wandelnden Klischee, weil man am liebsten die ganze Welt umarmen möchte und sich als kleiner Mensch ganz groß fühlt, aber das ist irgendwie auch egal. Es ist einfach schön, echte Freude zu empfinden. Wann hatte ich das zum letzten Mal? Mich überkommt die Erkenntnis, ein Gedanke, den ich nun seit langem ziemlich erfolgreich verdrängt habe: Kann es sein, dass ich die ganze Zeit etwas vermisst habe, ohne es zu merken? Kann es sein, dass mir die Fremde gefehlt hat? Das große Unbekannte?

Eines jedenfalls ist klar: In einer Zeit, in der es sehr vielen Menschen sehr viel schlechter geht als einem selbst, erscheint es zumindest mir oft nicht richtig, dass es mir so gut geht. Dass ich wieder Lust habe, ein schönes Leben zu leben – und nicht nur zu überleben. Es scheint fast so, als verbiete man sich die ein oder andere leichtlebige Sache, einfach weil es ungehörig sein könnte, sie zu tun und womöglich zu genießen. Manchmal bestraft man sich, ohne dass man es merkt. Ist restriktiver, als man sein müsste, weil es einem nur fair erscheint. Und vielleicht auch fairer ist – aber am Ende doch niemandem etwas bringt als dem eigenen schlechten Gewissen, das man vorübergehend beruhigt hat.

Wolken türmen sich über Türmen, die an den Wolken kratzen. Haben Sie sich schon mal ganz groß gefühlt? Einfach nur so von innen? Ein sicheres Zeichen, dass ich mich so fühle, ist, wenn ich ab und an zwischen meinen schnellen Schritten einen Hüpfen einbaue, einen buchstäblichen Freudenhüpfer. Freude über die schiere Unerhörtheit, hier zu sein, in der Stadt der angekratzten Wolken und Glasgebäudepanoramen, und vor allem weit weg von allem anderen, Deadlines und Schreibtischunterlagen im Schreibtischlampenlicht, Dunkelheit und Spaziergängen durch triste deutsche Parks. Heute flanieren ich durch fucking New York City, und es fühlt sich an wie ein persönlicher Triumph.

Ich habe Rückenwind, und das Rauschen der Stadt ist der Soundtrack für mein Gefühl. Die Wolken winken mir freundlich entgegen, sie machen den Weg frei zu den Wetterern für mein Gefühl. Die Menschen, die mir entgegenkommen, sind verwundert über die unermüdet lächelnde und staunende Frau, die in großartiger Romcom-Manier die Einkaufsstraßen entlangläuft und am liebsten die Arme in die Luft gerissen und schrill gekreischt hätte, und das nicht, weil irgendwo irgendwelche Schuhe im Supersonderangebot sind. Die Frau, mit der hier niemand etwas zu tun haben will, und deren Laune trotzdem nur immer weiter in die allerhöchsten Höhen steigt, mindestens in den 82. Stock des Empire State Buildings.

Und die diesen Singsang aus Worten im Kopf hat, der sie nicht mehr loslässt und der sie ins Flugzeug begleitet und am Ende sicher wieder in Frankfurt landen und nur noch einmal zurückblicken lässt auf den großartigen, unergründlichen Kontinent, von dem sie nur ein klitzekleines und nicht gerade repräsentatives Stück kennengelernt hat.

„Ich danke mit englischen Grüßen. Ich hab sie im Fluge erlernt.“

Seit ich wieder da bin, sagen mir immer wieder Leute: „Mensch, das sah ja toll aus. Ich war richtig neidisch!“ Und ich denke dann bei mir: Wäre ich nicht gewesen. Und das zu Unrecht. ◀

Foto: Johanna Dürrholz



Mary Ruffino

WhiteWall Ambassadorin

Fuji Crystal DP II | 120x85 cm | Foto-Abzug unter Acrylglas | Schattenfugenrahmen Basel Eiche natur

Die Vollendung der Fotografie

Wenn ein Bild als Druck sichtbar wird, wird es von einer abstrakten Idee zur Realität. Für WhiteWall ist ein Bild daher in dem Moment vollendet, in dem es an der Wand hängt. Perfektion erreichen wir dabei durch bestes Material, handwerkliches Können und Innovation. Online und in unseren Stores machen wir unsere prämierte Galerie-Qualität fotobegeisterten Menschen jederzeit zugänglich.



Auch mit Bart bekannt: Alexander Bojcan, der sich Kurt Krömer nennt, wobei nach seinen eigenen Worten die Kunstfigur und die wahre Person nun komplett vereint sind.

„Das darfst du nicht machen!“

Kann Kurt Krömer ohne „Vollmeise“ noch lustig sein? Ein Gespräch über Ängste, das Vatersein und seine Depression.

Interview Caroline Jebens und Sebastian Eder
Fotos Jens Gyarmaty

Herr Bojcan, wann haben Sie das letzte Mal geweint?

Gestern. Ich mache für meine Kinder immer Kuchen zum Geburtstag. Vor zwei Jahren hat das überhaupt nicht geklappt. Da habe ich einen Nervenzusammenbruch bekommen, weil ein Kind den Kuchen kaputtgemacht hat, an dem ich tagelang gearbeitet hatte. Damals habe ich geheult, weil es mich traurig gemacht hat. Jetzt habe ich wieder einen Kuchen gebacken und dabei vor Freude geweint, weil ich dachte: Guck mal, dieser scheiß Kuchen kann ganz sein oder kaputt, das ist beides okay. Kinder interessieren sich ja nicht für die Form, sondern dafür, ob es schmeckt.

Was haben Sie als Kind von Ihrem Vater über das Weinen gelernt?

Das war die Schiene: Ein Mann weint nicht. Der sollte möglichst keine Gefühle zeigen. Das war mir aber schon immer zu doof. Ich weine nicht erst, seit ich 2020 wegen einer Depression für acht Wochen in einer Tagesklinik war. Ich habe davor auch schon geweint. Aber seit ich meine Depression überwunden habe, ist es jetzt so ein schönes Weinen, nach dem ich oft lachen muss. Das ist befreiend, wie eine Spülung.

Während Sie Ihren Vater früher eher positiv als etwas kauzigen Altachtundsechziger beschrieben haben, zeichnen Sie in Ihrem neuen Buch „Du darfst nicht alles glauben, was du denkst: Meine Depression“ ein ziemlich negatives Bild von ihm. Liegt das daran, dass er eine Rolle bei der Entwicklung Ihrer Krankheit spielte?

Na ja, was ich jetzt über ihn schreibe, ist einfach ehrlicher. Mein Vater war auch depressiv, hat aber nie darüber gesprochen. Seit meinem 25. Lebensjahr hatte ich auf ihn eingewirkt, dass er sich Hilfe holt. Das ist aber die Generation, die sich nicht helfen lässt. Wenn man zum Psychotherapeuten geht, ist man für die geisteskrank. Da hat man die Kinder auch nicht in den Arm genommen, sich nicht gesagt, dass man sich liebt und sich nicht geküsst – das war alles verpönt. Deswegen ist das alles für mich heute eine Befreiung.

Sie haben vier Kinder, drei davon erziehen Sie alleine. Wie hat sich das Verhalten Ihres Vaters auf das Rollenbild ausgewirkt, das Sie von sich selbst als Vater haben?

Mein Vater war leider Gottes immer das Negativbeispiel. Als sich meine Eltern haben scheiden lassen, war das Verhältnis nicht mehr so gut, weil er sauer war, dass ich zu meiner Mutter gezogen bin. Den Rucksack hatte ich dann als Dreizehnjähriger zu tragen. Ich habe mich total schuldig gefühlt, dass ich meinen Vater alleine lasse. Seit ich Kinder habe, versuche ich immer, alles komplett anders zu machen als mein Vater. Das hat aber auch dazu geführt, dass ich überfordert war. Ich habe immer gekämpft und gedacht, du musst perfekt sein! Irgendwann machte es dann klick: Du bist alleinerziehender Vater, du kannst nicht perfekt sein. Wenn du ganz gut bist, dann ist das schon spitzenmäßig. Es gibt aber auch keine schwarze Pädagogik, ich sage nicht: Wenn du dein Zimmer nicht aufräumst, kommt der Weihnachtsmann nicht. Einmal habe ich

das gesagt, dann habe ich mir auf die Zunge gebissen und das nie wieder gemacht.

Sie schreiben, dass Sie schon 30 Jahre depressiv, aber sich dessen nicht bewusst waren. Grund dafür sei, dass sich Männer immer sagen würden: „Gibt Schlimmeres.“ Was ist das Schlimmere?

Bei mir war es zumindest so, dass ich davon ausging: Ich habe einen Job, ich verdiene sehr gutes Geld, ich bin privilegiert. Auf der anderen Seite gibt es Leute, die sind arbeitslos, die sind arm, die müssen sparsam leben. Ich dachte dann früher: Den Leuten geht es ja viel schlechter. Jetzt weiß ich, dass man Leid nicht gegeneinander aufwiegen kann. Ich muss mir nicht ständig sagen: Halt die Fresse, dir geht's gut, du darfst dich nicht beschweren! Ich darf sagen, dass es mir manchmal nicht gut geht.

Was bedeutet denn das „Mannsein“, wenn es darum geht, sich das einzugestehen?

Ich war nie der Typ, der darauf bestanden hat, dass Männer nicht weinen dürfen. Ich finde das bescheuert, sein Mannsein zu betonen. Ich bin ein Mann, du bist eine Frau – ja gut, was habe ich jetzt davon? Dieses maskuline Männerbild ist genau das, das von meinem Vater gelebt wurde. Und ich möchte nicht so werden, wie mein Vater war. Für mich ist das ein Hassbild, das ich nie verinnerlichen wollte. Dennoch habe ich dazu geneigt, nicht über Dinge zu sprechen. Wenn Sie mich vor drei Jahren gefragt hätten, wie es mir geht, hätte ich gesagt: Alles gut. Mir geht's gut.

In Ihren Shows tragen Sie stets Anzug. Auf Ihrem Buchcover sind Sie nackt, auf Instagram haben Sie mal ein Nacktbild hochgeladen und dazu geschrieben, was das solle mit den „Richtlinien für perfekte Körper“.

Ich habe heute hier auf dem Ku'damm in einem Unterwäschegeschäft im Schaufenster neben einer durchtrainierten Puppe eine doppelt so breite Puppe stehen sehen. Da dachte ich mir: Sehr gut, da hat sich in unserer Gesellschaft was getan, weil wir eben nicht alle total durchtrainiert sind, sondern mindestens jeder zweite eine Wampe hat.

Sie lackieren auch gerne mal Ihre Nägel.

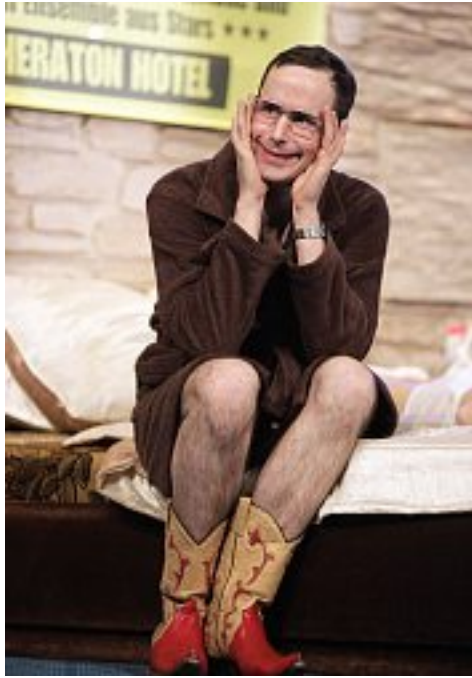
Nagellack zu tragen war im Kleinen genauso absurd, wie im Großen über meine Depression zu sprechen. Auch beim Nagellack habe ich viele Zuschriften bekommen, von Müttern, deren Jungs Nagellack tragen wollen, aber sie machen das für die Kita lieber ab, weil sie gehänselt werden. Das hat mich so traurig gemacht. Ich meine: Was ist denn Nagellack eigentlich? Ich kann doch Nagellack tragen. Als die Dragqueen Jacky-Oh Weinhaus in meiner Sendung war, da habe ich auch gedacht: Was muss die durchmachen, wenn die richtig aufgebrezelt als wunderschöne Frau durch Berlin läuft und angepöbelt wird? Wenn ich hier nur ein bisschen Lack auf dem Fingernagel habe und meine Zigaretten bezahle, sehe ich dem Herrn oder der Dame direkt an: Okay, findeste das jetzt nett oder findeste das abstoßend? Oft ist der Blick da: Ey, du bist doch ein Mann, du darfst doch keinen Nagellack tragen!

In Ihrer Interviewsendung „Chez Krömer“ beim Sender rbb gab es auch einen irritierenden Moment: Sophia Thomalla wusste nicht, dass Sie trockener Alkoholiker sind und brachten Ihnen Eierlikör mit. Als Sie ablehnten, nannte sie Sie aus dem Affekt heraus „Susi“. Was dachten Sie da?

Bei dem Thema kommt oft eine Schüchternheit auf, von wegen: Oh Gott, jetzt müssen wir hier über Alkohol reden. Wenn ich in einer Runde sage, ich bin trockener Alkoholiker, dann merke ich, wie es bei manchen Leuten sofort im Kopf zu rattern anfängt. Dann sind die so beschämt, weil sie ihr Trinkverhalten infrage stellen. Ich kann nur sagen: Ich bekehre euch nicht, und ich schimpfe auch nicht, wenn du dir um zwölf Uhr mal ein Bier aufmachst. Wenn du das jeden Tag machst, dann würde ich mal fragen: Haste noch alles im Griff?

Mit dem Comedian Torsten Sträter sprachen Sie in Ihrer Sendung zum ersten Mal öffentlich über Ihre Depression. Auch die Begegnung mit dem Komiker Tedros Teclebrhan hat Sie beeindruckt. Sind die beiden Vorbilder für Sie?

Die beiden sind sehr ehrliche Menschen. Teddy zum Beispiel ist auf der Bühne so extrovertiert wie im Privaten. Er lügt nicht. Er ist ehrlich, auch wenn es wehtut.



Schauspieler, Bühnenkomiker, Talkshow-Moderator: Krömer machte nach eigenen Angaben stets das, was er nicht machen sollte. „Darauf basiert mein ganzes Imperium.“



Fotos: dpa (2), rbb/Daniel Parsdorf, Privat

Und Sträter ist ja schon einen Schritt weiter als ich, was den offenen Umgang mit der Depression angeht, das bewundere ich sehr an ihm. An diesem Punkt stehe ich jetzt erst. Im Herbst habe ich die Premiere des neuen Bühnenprogramms, da werde ich die Depression auch durch den Kakao ziehen. Ich möchte das Tragische ins Komische ziehen – und in die Öffentlichkeit.

Nach Ihrem „Outing“, wie Sie es nennen, kritisierten Sie in Ihrer Sendung einen Gast, weil er an Verschwörungstheorien glaube. Und er sagte, Sie hätten doch die psychischen Probleme. Haben Sie so lange nicht öffentlich über Ihre Depression gesprochen, weil Sie sich angreifbar machen? Der Moment bei „Chez Krömer“ war ja wie im Kindergarten: Ein Kind nennt ein anderes „Fette Sau“, weil es keine Argumente hat. Das war mir zu blöd, um überhaupt drauf zu kontern. Aber als ich in die Klinik ging, hat mich mein Manager gefragt, wie wir damit umgehen sollen, wenn mich die Boulevardpresse dabei abschießt. Dann sollen die mich doch abschießen und sagen, dass hier ein kranker Mensch ist, dachte ich nur in dem Moment. Treibt mich ruhig wie die Sau durchs Dorf. Ich habe ja nichts getan – ich bin krank. Und ich werde mich nicht verstecken, weil du dir da einen darauf runterholst, einen kranken Menschen fotografiert zu haben. Vor 15 Jahren hätte ich das noch nicht so offen gemacht. Meine Alkoholsucht habe ich erst thematisiert, als ich zehn Jahre trocken war. Da hatte ich am Anfang zu viel Sorge, dass jemand daraus eine Story macht und ich vorgeführt werde: Muss ich da jetzt als Leiden Christi durch Talkshows ziehen, und man geil ist daran auf? Ich glaube, mittlerweile ist die Zeit so weit, dass man sich outen und sagen kann: Ja, ich war verdammte Scheiße noch mal krank, und schön war es nicht.

Sie haben eine enorme Aufmerksamkeit bekommen, als Sie über Ihre Depression gesprochen haben. Woran liegt das? Davon war ich wirklich überrascht. Torsten Sträter hatte mir prophezeit, dass da einiges auf mich zurollen würde, aber die Dimension war wirklich unglaublich. Ein halbes Jahr vor dieser Sendung hatte ich zum ersten Mal über meine überwundene Alkoholsucht gesprochen, da hatte ich gepostet: Hurra, ich bin zehn Jahre trocken! Da gab es schon viele Glückwünsche, und viele Fans haben geschrieben, dass sie es gut finden, dass ich da öffentlich darüber spreche und dass sie das jetzt auch machen wollen. Aber bei der Depression war das wirklich wie eine positive Atombombe. Den Leuten gefällt, glaube ich, einfach diese Offenheit. Heutzutage spricht man ständig von „Realtalk“. Aber wenn man sich wirklich richtig ehrlich hinstellt und sagt, dass man nicht perfekt ist, bedeutet das den Leuten etwas.

Was wäre ein guter gesellschaftlicher Umgang mit dem Thema?

Man müsste einfach genauso darüber reden können wie über eine Blinddarmentfernung. Daraus würde ja keiner eine große Story machen: Das Ding hat wehgetan, das musste raus. Schnipp, schnapp, jetzt ist es weg. Ich hoffe, dass man in ein paar Jahren darüber lacht, dass wir jetzt hier saßen und da so ein großes Ding draus gemacht haben, dass ein Prominenter über seine Depression spricht. Da würde ich gerne hinkommen.

An den Tagen, bevor Sie in die Klinik gegangen sind, standen Sie abends noch auf der Bühne. Wie ging das? Auf der Bühne bin ich abgelenkt, vogelfrei und kann machen, was ich will. Ich kriege keine Anrufe, keine Mahnungen, muss nicht die Küche aufräumen, muss nicht kochen, keine Steuererklärung machen. Da bin ich komplett frei. Ich bin da, das Publikum ist da, ich bekomme Applaus, das war jedes Mal wie ein Trip. Die Arbeit hat mir immer geholfen, das war so ein Sehnsuchtsmoment, dass ich dachte: Wann stehe ich jetzt endlich wieder um acht Uhr auf der Bühne?

Vor Ihrem Klinikaufenthalt hatten Sie auch noch die Sendung „LOL: Last One Laughing“ gedreht. Ich dachte zunächst, dass ich bei dem Format als Depressiver gut dastehe, weil es ja darum ging, nicht zu lachen. Damit bin ich aber komplett auf die Schnauze gefallen. Ich war davor schon beim Hausarzt, der hatte mir ein Antidepressivum verschrieben. Das war für mich allerdings das falsche, weil es mich sehr müde gemacht hat. Mein Problem war, dass ich den ganzen Tag müde

war, nur im Bett lag und nicht mehr hochkam. Da war das Medikament kontraproduktiv. Und es hat genau in dem Moment angefangen zu wirken, als die Show aufgezeichnet wurde. Das hat mir überhaupt nicht gefallen. Ich habe gedacht, wenn ein Antidepressivum so wirkt, ist das nichts für mich. Aber jetzt nehme ich ein Antidepressivum, das genau in die andere Richtung geht. Und das hilft mir.

Hatten Sie Angst vor der Klinik?

Ja, panische Angst. Das war aber absolut unbegründet. Die Klinik ist schließlich der Ort, an dem dir geholfen wird. Ich habe zwei Jahre lang im Nebel rumgestochert. Ich war kurz davor, in die Notaufnahme zu gehen und zu sagen: Ich weiß nicht, was mit mir los ist, aber behalten Sie mich bitte hier. Als ich dann ein, zwei Tage in der Klinik war, kam das große Erwachen. Da habe ich mir gesagt: Boah, warst du blöd.

Wie haben Sie Ihren Kindern erklärt, was mit Ihnen los war? Das kannst du nicht. Als ich in die Klinik gegangen bin, habe ich versucht zu erklären, warum ich jetzt tagsüber weg bin und warum ich so war, wie ich war. Aber dann habe ich gemerkt, dass das für Kinder zu abstrakt ist. Du kannst eigentlich nur durch Präsenz zeigen, dass sich jetzt etwas verändert hat. Damals war es so, jetzt ist es anders – jetzt ist es besser, jetzt ist es schöner. Das verstehen Kinder.

Haben Sie noch Angst davor, dass die Depression zurückkommen könnte?

Die könnte zurückkommen. Aber ich habe für mich jetzt den Schalter umgelegt. Sich ständig zu fragen, was ist, wenn die Depression wiederkommt, ist etwas für Depressive. Ein guter Leitsatz ist da: Wirst du schon sehen. Wenn die Depression in drei Monaten wiederkommt, dann muss ich mich in drei Monaten drum kümmern. Und jetzt habe ich sofort Leute, an die ich mich wenden kann. Dann sage ich meiner Therapeutin, dass ich das Gefühl habe, dass das wiederkommt, und dann besprechen wir das. Damit setze ich mich aber erst auseinander, wenn es soweit ist. Und nur dann.

Sie sprechen in Ihrem Buch auch an, dass Sie Angst davor hatten, geheilt zu werden und die „Vollmeise“ zu verlieren, dank der Sie als Künstler erfolgreich seien. Das war im Prinzip wie beim Alkohol, dass ich dachte: Wenn ich nicht mehr trinke, bin ich dann überhaupt noch lustig? In der Klinik hatte ich panische Angst davor, dass die Ärzte mir erzählen, dass ich mich seit Jahrzehnten betrüge: dass ich Comedy nur dazu nutze, um die Krankheit irgendwie zu übermanteln. Der Klinikaufenthalt hat mich dann in Wirklichkeit aber freier gemacht. Wenn ich auf der Bühne gestanden habe, dann war das schön, es war ein Sehnsuchtsort – aber auch einer, bei dem ich gemerkt habe, dass etwas mit mir nicht stimmt. Seit mir die Depression genommen wurde, kann ich mich wieder mit fünf Themen gleichzeitig beschäftigen. Ich plane nicht mehr von Montag bis Mittwoch, sondern von heute bis ins Jahr 2024. Der Horizont ist erweitert. Es fühlt sich an, als sei ich ein Marathonläufer, der es gewohnt war, einen 80 Kilogramm schweren Rucksack mit sich zu tragen – und jetzt habe ich ihn endlich abgelegt.

Ballast abzulegen heißt auch, darüber zu sprechen. Sie haben jedoch auch die Sorge geäußert, immer wieder über „diesen Betroffenheitsscheiß“ sprechen zu müssen. Laden Sie damit wieder etwas auf sich? Ich habe mich darauf eingestellt, dass ich bis zum Ende meiner Tage darüber sprechen werde. Aber ich kann das dann ja selbst bestimmen, ob ich mich vorführen lasse. Also im Sinne von: Da ist jemand, dem geht es eigentlich gut, er hat aber ein dunkles Geheimnis! Sowas mache ich nicht. Was ich nicht steuern kann: auf der Straße oft angesprochen zu werden. Darüber freue ich mich aber, die in den Arm zu nehmen und zu sagen: Super, sprich darüber.

Das steht schon in einem starken Kontrast zu der öffentlichen Person, die Sie vor zehn Jahren dargestellt haben. Sie wurden mal „Deutschlands derbste und politisch unkorrekteste Rampensau“ genannt. Jetzt sagen Sie, dass Sie keine Lust mehr haben, dauernd zu erklären, dass Ausländerfeindlichkeit und Homophobie blöd sind. Sind Sie politisch korrekt geworden?

Nö, ich bin politisch immer noch unkorrekt. Und daran wird sich auch nichts ändern. Mir geht die AfD auf den Sack, genau wie die Verschwörungstheoretiker. In meinen letzten Programmen war immer eine Nummer, in der es um die AfD ging. Fünf Jahre habe ich damit verbracht, die AfD-Anhänger unter meinen Fans sukzessive rauszuekeln. Der Punkt ist jetzt gesetzt.

Früher haben Sie stets gesagt, dass Alexander Bojcan und Kurt Krömer ineinanderfließen. Trennen Sie das nun? Nein, im Gegenteil. Anfangs war Krömer eine Kunstfigur, die angelehnt war an Bojcan. Jetzt sind sie komplett vereint. Die Vita von Alexander Bojcan ist jetzt deckungsgleich mit der von Kurt Krömer: Kurt Krömer ist Komiker von Beruf, alleinerziehender Vater von vier Kindern, hatte eine Depression, war in der Klinik. Das sieht man auch in meiner Sendung: Wenn eine Erika Steinbach in meiner Sendung sitzt, dann eckelt sich Alexander Bojcan genauso vor dieser Frau wie Kurt Krömer. Krömer ist keine Kunstfigur für mich wie Horst Schlämmer für Hape Kerkeling, bei dem man weiß, dass Hape gerade richtig großen Spaß hat, diese Drecksau zu spielen – aber er ist das nicht.

Sie definieren so etwas wie einen Kunstbegriff für sich: „Die Kunst besteht bei mir immer aus Testen. Wenn ich etwas gut kann, mache ich es. Wenn ich etwas nicht gut kann, mach' ich es auch.“ Wie meinen Sie das? Das erste Buch, das ich über Afghanistan geschrieben habe, war auch keine leichte Kost. Warum nicht mal als Kriegsdienstverweigerer Truppenbetreuung machen? Als Komiker die zivile Bevölkerung besuchen? Warum soll ich da nicht mal versuchen, der Peter Scholl-Latour der Comedy-Szene zu sein? Das bin ich natürlich nicht geworden, aber ich habe immerhin einen Reisebericht aus dem Kriegsgebiet geschrieben. Im Theater, als ich unter Thomas Ostermeiers Regie gespielt habe, haben sie gesagt: Bei guten Stücken ist ordentlich Fleisch am Knochen. Wenn ich irgendwas mache, dann muss ich mich daran festbeißen können. Auf seichte Witzchen habe ich keine Lust. Es muss schon wehtun.

Hatten Sie für dieses Buch die gleiche Herangehensweise? Ich schreibe es jetzt mal runter und schaue, was passiert? Oder war klar: Das mache ich einmal, das muss jetzt sitzen. Das Ding hat ja auch Fleisch am Knochen. Mich irritiert es, wenn Leute sagen: Das ist ein Tabuthema. Darauf basiert schließlich mein gesamtes Imperium, dass irgendeiner irgendwann mal gesagt hat: Das darfst du nicht machen. Ich habe meine Lehre abgebrochen – das darfst du nicht machen! Ich will Schauspieler werden – das darfst du nicht machen! Ich will Komiker werden – das darfst du nicht machen!

Was haben Sie entgegnet?

Als ich dann Komiker mit Fünf-Minuten-Programm war, wollte ich ein Soloprogramm machen. Der ganze Abend mit mir. Mir wurde gesagt, fünf Minuten sind okay, aber einen Abend trägt du nicht. Habe ich aber. Und dann führte eines zum anderen. Ich will ins Fernsehen? Du bist ja Bühnenkomiker! In Hamburg oder München auftreten? Du bist Berliner Komiker, das verstehen die woanders nicht! Meiner Erfahrung nach ist es also so: Wenn Leute sagen, mach das mal nicht, dann mache ich das erst recht. Seit fast 30 Jahren nehme ich mir auch auf der Bühne Themen vor, die tabu sind, über die ich eigentlich nicht sprechen darf.

Wir haben viel über Ängste gesprochen. Gibt es noch etwas, wovor Sie jetzt Angst haben?

Ich habe jetzt ein bisschen Angst vor der Veröffentlichung des Buches. Was passiert? Was resultiert daraus? Die Aufmerksamkeit, die ich jetzt erfahre, die reicht mir eigentlich schon. Aber ich glaube, da wird mir noch einiges um die Ohren fliegen. Das ist wie die Premiere eines neuen Programms: Wird das jetzt gut oder nicht? Ich wünsche mir, dass es gut wird.

Das Buch: Kurt Krömer, „Du darfst nicht alles glauben, was du denkst: Meine Depression“ (Kiepenheuer & Witsch, 192 Seiten, 20 Euro).

Wissen, Selbsttest und Adressen rund um das Thema Depression: www.deutsche-depressionshilfe.de.
Deutschlandweites Info-Telefon Depression: 0800 3344533

Alma hat sich getraut. Auf der Leiter ist sie ganz nach oben geklettert. Nun steht sie auf dem zwei Meter hohen Turm, lehnt sich ans Geländer und sieht zu, wie ihr Papa mit seinen Füßen den Sand durchkämmt. Er prüft, ob Äste herumliegen, Scherben oder anderes, was Alma verletzen könnte. Das Klettergerüst auf dem Spielplatz in Münster sieht aus wie ein Piratenschiff: vorne die Rutsche als Bug, seitlich der Schiffskörper aus Holz, mit Klettergriffen, in der Mitte der Turm, wie ein Aussichtskorb, an einer Seite offen. Für Kinder ist es ein idealer Ort, um sich auszuprobieren. Sie können klettern, soweit der Mut reicht, und von oben in den Sand springen. Wird Alma es wagen? Rüdiger Dreier sieht zu seiner fünf Jahre alten Tochter hinauf. Er sagt nichts, schaut sie nur an und signalisiert: „Ich bin da.“

Der Vater ist der erste Mann im Leben einer Tochter. Wie er ihr begegnet, wirkt weit über Kindheit und Jugend hinaus. In der Psychologie ist der Vater trotzdem ein wenig erforschtes Subjekt. Seit sie in den Zwanzigerjahren anfangen, Eltern zu untersuchen, haben sich Entwicklungspsychologen auf die Mutter fokussiert. Sie sei die erste, notwendigste Bindungsperson für das Kind, so die Annahme. Der Vater stehe hinter ihr zurück. Einige Forscher schrieben ihm sogar schädliche Einflüsse zu. Von 1970 bis etwa 2000 untersuchten Studien den Vater als „Täter“, als verantwortlich für innerfamiliären Missbrauch. In Bezug auf Töchter betrachtete man sexuelle Aspekte, in Bezug auf Söhne aggressive Aspekte – wie auch die Frage, ob Söhne als Opfer der Gewalt selbst zu Tätern werden. Auch der „abwesende Vater“ war ein häufiges Motiv. 2000 erschien unter diesem Titel ein Buch, im selben Jahr beschrieb ein anderer Wissenschaftler „Die Sehnsucht nach dem Vater“.

Inge Seiffge-Krenke hat dazu beigetragen, dass sich das Bild des Vaters wandelt. Die Entwicklungspsychologin erforscht Väter seit 25 Jahren. 2015 hat sie das Buch „Väter, Männer und kindliche Entwicklung“ veröffentlicht. In vielen Studien konnte sie nachweisen, wie Väter ihre Kinder prägen, wie sich deren Beziehung mit dem Alterwerden verändert – und wie Väter auf Töchter in besonderer Weise wirken.

Für Kleinkinder macht es einen Unterschied, ob sie mit Vater oder Mutter spielen. Spielende Väter suchen laut Forschung mehr Körperkontakt. Väter machen Kissenschlacht, jagen durch die Wohnung, klettern auf Bäume. Sie bringen Kinder eher in Situationen, die herausfordernd und ein Stück weit beängstigend sind. So beschreibt es Inge Seiffge-Krenke. Entscheidend sei, dass der Vater auf Körperspannung und Gesichtsausdruck seines Kindes achtet. „Ein feinfühligere Vater bemerkt, wenn es zu viel wird, und reguliert das Spiel wieder herunter.“ Unabhängig vom Geschlecht erproben Kinder so ihren Umgang mit Angst oder Aggression.

Auf dem Spielplatz in Münster hat Rüdiger Dreier keinen gefährlichen Gegenstand im Sand gefunden. „Du kannst, Alma!“ Seine Tochter positioniert sich an der Kante, geht in die Knie, hält kurz inne und springt.

RISIKEN ABSCHÄTZEN

Diesen Moment hat Dreier lange vorbereitet. In den vergangenen Jahren hat er Alma oft zum Kletterturm, fünf Gehminuten vom Haus der Familie entfernt, begleitet. Er war da, als Alma das erste Mal auf die Leiter stieg, er bestärkte sie, bei jedem Besuch eine Sprosse höher zu tre-

ten. „Wir sind gemeinsam gewachsen“, sagt er. Bei Luise, seiner älteren Tochter, habe er es genauso gemacht. Sie war vier Jahre alt, als sie zum ersten Mal gesprochen ist, im Oktober 2017. „Ich werde nie vergessen, wie sie gestrahlt hat“, sagt Dreier. Luise, ein schüchternes Kind, das viel nachgedacht habe, sei durch den Sprung selbstbewusster geworden. Als Vater sieht Dreier darin seine Aufgabe: da sein, Risiken abschätzen, Zutrauen vermitteln.

Nach der Landung klopfst sich Alma den Sand von der Jeans. Ihr Papa streckt ihr die Hand hin. Alma klatscht ab. Er sagt: „Jetzt gehörst du auch zu den Turmspringerinnen.“

Töchter in ihrer Autonomie zu fördern ist eine zentrale Funktion des Vaters. „Ich kann das nicht“, „Ich traue mich nicht“ – solche Aussagen lassen sie oft nicht gelten. „Väter vermitteln: ‚Du schaffst das, sei selbstbewusst!‘ Oder sie stellen Forderungen wie: ‚Knie dich da rein!‘“, sagt Seiffge-Krenke. Besonders Mädchen profitierten davon, wenn

„Ich will im Leben meiner Töchter präsent sein“: Rüdiger Dreier hat gängige Familienstereotype umgedreht – und genießt die Zeit mit Alma und Luise.

der Vater an sie glaubt. Oder sanften Druck ausübt, wenn er überzeugt ist, dass seine Tochter die Aufgabe bewältigen kann. Forscher haben dieses autonomiefördernde Verhalten bisher eher an Vätern als an Müttern beobachtet. Das muss jedoch nicht so sein. Rollen innerhalb der Familie sind nicht an das Geschlecht eines Menschen gebunden. „Verhalten, das typischerweise Vätern zugeschrieben wird, kann eine Mutter genauso ausüben – und umgekehrt“, sagt Seiffge-Krenke.

Studien hätten gezeigt, dass Eltern polare Muster einnehmen. Stereotyp beschrieben, bedeutet das: Mütter sind besser über den Alltag ihrer Töchter informiert. Sie tauchen tiefer in deren Gefühlswelt ein, besprechen körperliche Veränderungen während der Pubertät. Väter reden weniger mit ihren Töchtern, zeigen weniger Angst um sie und trauen ihnen mehr zu. Diesen Stereotypen folgend pendeln Kinder also zwischen der autonomiebegrenzenden Mutter und



Vater sein dagegen sehr

Von Franziska Pröll

Fotos Patrick Junker und Lucas Bäuml

Entwicklungspsychologen haben sich lange auf Mütter fokussiert. Neue Studien zeigen nun die Bedeutung des Vaters – besonders für die Töchter.



dem autonomiefördernden Vater. Die Pole bieten Kindern laut Seiffge-Krenke einen „wichtigen Entwicklungsreiz“. Irgendwo dazwischen ordnen Töchter und Söhne sich ein.

Familie Dreier dreht einige gängige Familienstereotype um. Rüdiger Dreier, 49 Jahre alt, hat eine 50-Prozent-Stelle, er arbeitet 19,5 Stunden pro Woche als Digitalberater bei der Caritas. Freiberuflich gibt er von Zeit zu Zeit Workshops. Seine Frau Anna-Lena ist Lehrerin an einem Gymnasium, sie arbeitet Vollzeit. Bei beiden Töchtern war sie die ersten sechs Monate in Elternzeit, danach übernahm Dreier, für jeweils 18 Monate.

Vor der Geburt von Luise, sagt Rüdiger Dreier, hätten seine Frau und er intensiv nachgedacht, wie sie Lohn- und Sorgearbeit aufteilen wollten. Beide arbeiten gern, beide lieben das Elternsein. „Für mich stand fest, dass ich im Leben meiner Töchter präsent sein will“, sagt der Vater. Darüber hinaus hätten sie ganz praktisch überlegt: „Wenn meine Frau ihre Stunden reduziert, bekommt sie Freistunden – früher nach Hause kommt sie deshalb nicht.“ Meist bleibt sie bis 16.30 Uhr in der Schule. Rüdiger Dreier klappt um 13 Uhr seinen Laptop zu, holt Alma aus der Kita ab, macht Hausaufgaben mit Luise und erledigt Care-Aufgaben. Er bereitet das Frühstück für Alma und Luise zu, begleitet sie zu Arztterminen, putzt und bügelt.

Wie Väter sich im Haushalt einbringen, beeinflusst Töchter auch anderweitig – das legt eine Studie der Universität von British Columbia aus dem Jahr 2014 nahe. Ein Team von Sozialpsychologen befragte dazu 326 Kinder im Alter von sieben bis

13 Jahren zu ihren Berufswünschen. Rollenvorstellungen der Eltern untersuchten die Forscher per Fragebogen. Zudem sahen Mütter und Väter auf dem Computer ein weibliches oder ein männliches Gesicht, dem sie Attribute wie „Haus“ oder „Arbeit“ sowie Bilder von Wäschekorb oder Schreibtisch zuordneten. Aus den Kombinationen leiteten die Forscher unbewusste Annahmen über Geschlechterrollen ab. Solche Angaben reichen über Fragebögen hinaus, in denen Befragte dazu tendieren, ihre Antworten gesellschaftlichen Erwartungen anzupassen.

Das Ergebnis: Sowohl implizite Annahmen als auch das Verhalten des Vaters beeinflussen Berufswünsche der Töchter. Je weniger ein Vater das weibliche Gesicht mit häuslichen Attributen verknüpfte und je mehr Zeit er nach eigenen Angaben für Waschen, Spülen oder Bügeln aufwendete, desto eher sahen sich Töchter in einem wenig frauentypischen Beruf, zum Beispiel Astronautin



Mütter tauchen tiefer in die Gefühlswelt ihrer Töchter ein, besprechen körperliche Veränderungen während der Pubertät. Väter reden weniger mit ihren Töchtern, zeigen weniger Angst um sie und trauen ihnen mehr zu. So sehen die Stereotype der Elternrollen aus – es kann aber auch ganz anders sein. //



oder Informatikerin. Für Söhne stellten die Forscher keinen solchen Zusammenhang fest.

Die Studie ist eine Momentaufnahme. Ob die Befragten ihre Berufswünsche verwirklicht, haben die Forscher nicht erhoben. Dafür leuchtet eine andere Studie den Einfluss von Vätern auf die Berufswahl ihrer Töchter aus. Die Wirtschaftswissenschaftlerinnen Margaret Henning und Anne Jardim untersuchten 1977, wie Frauen in einer männlich geprägten Berufswelt agieren. Sie befragten 25 Frauen in Führungspositionen. Diese waren sich in einem Punkt sehr ähnlich: Ihre Väter hatten sie ermutigt, einen Beruf zu wählen, der zu ihnen passt und in dem sie erfolgreich sein können.

HILFE ALS ANGEBOT

Annika Brock erinnert sich, dass an der Tür ihres Jugendzimmers ein Blatt in DIN-A4-Größe klebte. Darauf waren mit rotem Filzstift sechs Buchstaben geschrieben: FORDEC. Das Akronym steht für eine Methode, die Crewmitgliedern in der Luftfahrt zu Entscheidungen verhilft. Den Zettel hatte ihr Vater aufgehängt, ein Flugbegleiter. Er brachte unter anderem Kollegen bei, was zu tun ist, wenn ein Flugzeug notlanden muss, und in seiner Ausbildung zum Sicherheitstrainer hatte er FORDEC kennengelernt. Weil die Methode ihm hilfreich schien, nutzte er sie auch im Privatleben. Fakten sammeln, alle Optionen herausarbeiten, ihre Risiken abwägen – und daraus eine Entscheidung ableiten, die man überprüfen kann: So geht Klaus Brock vor, um seine Entscheidungen vom Bauchgefühl zu lösen. Auch als es darum ging, welche

weiterführende Schule zu seiner Tochter passen würde, habe er das beherzigt.

„Die Methode habe ich an meine Tochter weitergegeben, damit sie ihr eine Stütze ist“, sagt der 58 Jahre alte Brock. Er sitzt am Esstisch im Wohnzimmer, vor einer Wand mit Familienfotos, neben ihm Tochter Annika, 25, die ihn und seine Frau Nicola übers Wochenende besucht. Die Eltern leben in Rodgau, einer Gemeinde bei Offenbach, die Tochter ist in Wiesbaden zu Hause, wo sie eine Ausbildung zur Hebamme absolviert. Annika Brock sagt, sie habe mit 13 nicht verstanden, was der Zettel bringen sollte. „Ich habe ihn abgehängt.“

Erst später habe sie sich wieder daran erinnert. Am Ende ihrer Ausbildung zur Krankenpflegerin war sie unsicher, wie es weitergehen sollte, da fiel ihr der Rat ihres Vaters ein. „Ich habe all meine Möglichkeiten und ihre Risiken betrachtet“, sagt sie. Und sie kam zu dem Schluss, sich zur Hebamme ausbilden zu lassen. FORDEC war ihr Werkzeug, um sorgfältig abzuwägen. So fand sie zu einem klassischen Frauenberuf. Sie war vom Vater positiv geprägt, traf aber eine autarke Entscheidung. Für einen Beruf, der sie glücklich macht, wie sie sagt. Als Hebamme sei es das Schönste, Frauen zu helfen, Kraft und Stärke in sich zu finden.

Die Autorin Susann Sitzler beleuchtet in ihrem Buch „Väter und Töchter“ anhand ihrer eigenen Geschichte, welche Funktionen ein Vater im Leben seiner Tochter erfüllt. Sie schreibt: „Ein guter Vater stellt seine Überlegenheit zur Verfügung, damit seine Tochter wachsen kann.“ Er gibt Wissen, Tipps und Tricks weiter, seine

„Mein Vater ist damit aufgewachsen, keine Gefühle zu zeigen“: Klaus Brock ist mit harter Hand erzogen worden. Er brauchte Zeit, um sich seiner Tochter Annika anzunähern.

Tochter greift früh im Leben darauf zurück. Wenn sie will. In der Pubertät kommt es oft vor, dass Töchter die Ratschläge ihres Vaters zurückweisen – überhaupt halten sie ihn in dieser Phase auf Distanz. „Töchter in der Adoleszenz weisen dem Vater seine Rolle zu“, sagt Inge Seiffge-Krenke. Die Entwicklungspsychologin hat in Studien beobachtet, dass die Tochter sich vom Körperkontakt mit dem Vater zurückzieht. „Dieses Verhalten zeigt sich ein Jahr vor den ersten Zeichen körperlicher Reife.“ Für viele Väter sei das irritierend. „Die Tochter beginnt, das Nähe-Distanz-Verhältnis zu regulieren, obwohl der Vater äußerlich keine Unterschiede an ihr erkennt.“

Annika Brock trieben als Jugendliche viele Fragen um. „Mich hat vor allem beschäftigt, wie ich bei anderen ankomme“, sagt sie. „Wenn jemand mich nicht mochte, habe ich mich gefragt, ob es an mir liegt – ob ich falsch bin oder was ich falsch mache.“ Darüber habe sie mit ihren Eltern oft gesprochen. Am Esstisch sagt sie zu ihrem Vater: „Durch deine Erfahrungen habe ich gelernt, dass Angst, Unsicherheit oder Neid dahinterstecken können, wenn jemand ablehnend reagiert.“ Das habe ihr geholfen, weniger zu grübeln. Klaus Brock sagt, er habe seiner Tochter vermitteln wollen, dass sie sich so annehmen kann, wie sie ist. „Ich habe dir gesagt: ‚Stell dich nicht selbst in Frage, nur weil es gerade schwierig ist‘“, sagt er zu Annika.

Mit solchen Gesprächen formen Väter das, was Psychologen als „Selbstkonzept“ bezeichnen: das Gesamtsystem der Annahmen und Bewertungen, die ein Mensch über sich selbst formuliert. Darin fließt auch das Bild des eigenen Körpers ein. Wenn der Vater sagt: „Es ist alles in Ordnung an dir“, kann das bei der Tochter Wirkung haben.

Doch woher weiß man, was die Tochter braucht? Rüdiger Dreier und Klaus Brock wussten darauf erst nicht so recht eine Antwort. „Vor der Geburt von Luise dachte ich: Was mache ich mit einem Mädchen? Kann ich mit ihr болzen? Wie viel Nähe ist okay?“, erinnert sich Dreier. Positive Vater-Tochter-Beispiele fand er kaum, als er im Netz danach suchte. „Entweder ging es um abwesende Väter oder um Vater-Sohn-Aktivitäten.“ Damit es anderen Vätern nicht genauso geht, fing Dreier an zu bloggen. Auf „mannplus-kind“ schreibt er über sein Leben mit „Tiger“ und „Lila“, über seine Versuche, eine sichere Bindungsperson für seine beiden Töchter zu werden.

Klaus Brock ist mit harter Hand erzogen worden. „Als kleiner Junge hat mein Vater mich öfter im Keller eingesperrt“, sagt er. Stundenlang habe er da gesessen, ohne Licht. „Mein Vater war hilflos, er wusste es nicht besser.“ Er sei ihm deshalb nicht böse. „Er ist damit aufgewachsen, keine Gefühle zu zeigen.“ Von seinem Vater umarmt zu werden, ihm nahe zu sein – daran kann sich Brock nicht erinnern. Bis 2012. In diesem Jahr besuchte er seinen Vater, damals 78 Jahre alt, nach einem Schlaganfall in der Reha. „Er lag im Bett, öffnete seine Arme und winkte mich zu sich“, sagt Brock. Es war das erste Mal. Seine Stimme zittert, als er davon erzählt. Durch die Umarmung seines Vaters sei er „weicher geworden“, sagt Brock. Auch gegenüber seiner Familie. Seiner Tochter kam er danach näher. Bis heute schätzt Annika seinen analytischen Blick.

Indem sie Väter wurden, haben Klaus Brock und Rüdiger Dreier gelernt, Vater zu sein. Durch Klettern, Reden, Umarmen formen sie die Beziehung zu ihren Töchtern. Darin offenbart sich die Kraft, sie stark werden zu lassen. Väter, die über diese Fähigkeit verfügen, beschützen nicht. Sie bringen ihren Töchtern bei, sich selbst zu retten. ◀

Männerbilder

Von Peter Dorn

Wie sehen Frauen aus aller Welt die Männer in ihrem Land? Über die Online-Galerie Singulart haben wir Künstlerinnen zu ihren Vorstellungen befragt. Diese Werke haben sie uns geschickt.



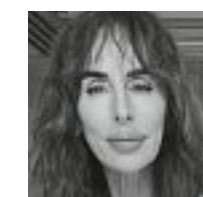
Der Kitsch ist bei ihr Programm. Irene Raspollini, die 1982 in Siena geboren wurde und sich das Malen selbst beigebracht hat, sagt, sie werde vor allem durch Popkultur und absichtsvoll simple Malerei beeinflusst. So sollen die weißen Zweige, die aus dem Körper des jungen Manns sprießen, für seine Gefühle stehen. Gegen eine Männlichkeit, die in ihrer Heimat Italien oft noch vom Machismo geprägt ist, setzt Irene Raspollini „eine fließende Geschlechtsidentität, in der Gefühle nicht versteckt werden müssen“. Es sei Zeit, dass sich ihre Landsmänner von einigen Stereotypen befreien. Ihr Leit-Bild sieht anders aus.



Den aufrechten Gang muss dieser moderne Mann womöglich wieder lernen. Die französische Künstlerin Monique Wender sah ihn im November 2020 in der Schlange vor einem Fotolabor. Sein Stil faszinierte sie, so dass sie ihr Handy herausholte und ihn fotografierte. Das Foto nahm sie als Vorlage für dieses Ölgemälde, wie die meisten ihrer Werke hoch- und großformatig (195 mal 97 Zentimeter). Der gutaussehende Mann mit dem englischen Akzent im Französischen (mehr weiß sie über ihn nicht) ist nicht nur wegen der Handy-Haltung emblematisch. Der Titel „Confinement“ sagt es: Hier ist auch der Lockdown ganz gut ins Bild gesetzt.



Nadezhda Stupina hat einen bikulturellen Blick. Die Künstlerin, die in Orel (Russland) geboren wurde, in Moskau Kunst studierte und seit 2010 in Oslo lebt, erkennt auch in ihrer neuen Heimat den schnellen Wandel der Geschlechterrollen. „Mit dem Feminismus hat sich die Rolle der Männer verändert“, sagt sie. Ihre ironische Sichtweise auf den modernen norwegischen Mann nennt sie treffend „The Norwegian Madonna“. Dabei spielt sie auf Renaissance-Gemälde an, und nebenbei bedient sie mit der Tracht landestübliche Folklore. Norweger, sagt Stupina, seien sehr traditionell. Aber das heißt natürlich nicht, dass sie sich nicht ändern können.



Die beiden Piktogramm-Gemälde, zusammengestellt zu einem Diptychon aus Tafeln von jeweils 120 mal 120 Zentimetern, haben ihren tieferen Sinn. Denn der Streit um Transgender-Rechte entzündet sich oft an fehlenden Toiletten. Die australische Künstlerin Rebecca Pierce weiß es aus eigener Anschauung: „Diese Arbeit ist meine Interpretation der Reise des Kindes einer Freundin durch die Adoleszenz und den Übergang von Sophie (weiblich) zu Alex (männlich).“ Die Grautöne hat sie gewählt, weil es beim Bewerten von Geschlechtern kein Schwarz und Weiß gebe, sondern viele Grautöne. Kleid oder Hose, so sagt sie, zeigten, was die Kultur verlange. Zwei Piktogramme reichen ihr nicht.



Diese Farben leuchten so stark – die werden vielleicht sogar nach innen scheinen. „Young David“ heißt das Gemälde von Lina Redford, die aus Belarus stammt, in Spanien lebt und auf dem Weg dorthin offenbar einen englischen Namen angenommen hat. Den David von Michelangelo, auf den sie mit dem Namen anspielt, erkennt man nicht unbedingt in ihrem Bild, und auch das hat System. Redford, die fast nur Porträts malt, aber eigentlich hauptsächlich Frauen, hat hier „ein Sammelbild aller männlichen Figuren in meinem Leben“ geschaffen. Studiert hat sie die Männer dafür genau, von den biochemischen Prozessen bis zu den kulturellen Prägungen. Die Prüfungen, die Männer früher bestehen mussten, gebe es heute nicht mehr, sagt sie: „Das bringt auf der einen Seite Unsicherheit, auf der anderen Freiheit.“ Ihrem David ist es ins Gesicht geschrieben.



Noch ein David! Auch er sehr bunt, auch er von Michelangelo angeregt, und zwar sehr deutlich, schließlich ist die Künstlerin mit dem schönen Namen Azzurra Lo Bello Italienerin. Die Pop-Art-Malerin wählt die Untersicht auf das in jedem Wortsinn große Vorbild aus Florenz. Starke Farben und die Hand, die wie im Original nach oben gerichtet ist, weil sie die Schleuder über der Schulter hält, lenken den Blick aufs Gesicht. So überhöht die Künstlerin den klassischen Mann und zerlegt ihn zugleich in kleine Farbfelder. Es ist nicht einmal ausgemacht, dass das hier überhaupt ein Mann ist – bei Michelangelo ist das zweifelsfrei zu erkennen. Geschlechtergrenzen sind nun eben auch in der modernen italienischen Kunst fließend geworden.



Wenn ein Junge sich weiblich verhält, warum ist das eine große Sache? Warum gilt jemand als minderwertig, wenn er weiblich ist? Ist es ein Problem, wenn wir mit der Zeit sensibler werden? Das sind die Fragen, die sich die spanische Künstlerin Claudia Barbu stellt – und wenn sie wie von gestern klingen, dann mag das daran liegen, dass in Spanien die Machos noch nicht ausgestorben sind. „Wenn ein Junge seine Gefühle ausdrückt, kann er als Weichei abgestempelt werden“, sagt sie. Mit dem Bild „Modern Man“, das sie uns geschickt hat, antwortet sie auf solche Fragen: Entschlossen sieht er aus, dieser Mann, aber auch traurig; durchsetzungsstark, aber auch grüblerisch. Wenn es ihn schon in Wirklichkeit nicht gibt, dann malt sie sich ihren emotional intelligenten Mann eben selbst.



Laurie Shapiro drifft gerne in spirituelle Welten ab. Also versetzt die Amerikanerin auch Männer in psychedelische Umgebungen. Wird der Protagonist ihres Gemäldes „Lucky Charms“ gerade herumgewirbelt, so wie die Katze, die da durchs Bild fliegt? Lecken Feuerzungen an dem armen Brillenträger? Weit gefehlt! „Beide sehen glücklich aus“, sagt Shapiro. Sie habe ihre Katze und ihren Freund in einem besonderen Moment dargestellt. Grün, Purpur und Orangegebl sollen die weiblichen Seiten hervorheben. Ein Mann, sagt sie, soll so stark sein, sich auch schwach zeigen zu können.



Zur Abwechslung eine Fotografie: ein Mann in Rosa. Und so hat die russische Filmemacherin und Fotografin Diana Avkhadieva ihr Foto denn auch genannt: „Pink“. Auf ihrem Instagram-Account kann man gut verfolgen, wie aufwendig solche Badewannen-Shootings sind. „Das Wasser muss sich bewegen“, ruft sie dann. Ihr Protagonist räkelte sich, streicht sich die Haare ins Gesicht und schaut unsicher. Schon das Making-of ist eine Art Persiflage auf Modeshootings, die meist Frauen über sich ergehen lassen müssen. „Ein Mann von heute muss Sensibilität und Emotionalität entwickelt haben“, sagt Avkhadieva. Schließlich könnten alle Lebensformen komplexer werden. Womöglich sogar der Mann!



Die Online-Kunstgalerie Singulart, 2017 in Paris gegründet, vertritt mehr als 10.000 Künstler aus aller Welt. Wir haben die Galerie darum gebeten, über einen „Call for Art“ ihre Künstlerinnen um Männerbilder zu bitten. Aus den vielen Einsendungen haben wir diese zehn Kunstwerke ausgewählt, weil sie die Männlichkeitsvorstellungen ihrer jeweiligen Kultur auf bezeichnende Art ins Bild setzen.



Tattiana Yelistratava wird durch Graffiti und überhaupt durch Straßenkunst angeregt. Daher haben auch ihre mit Acrylfarben und Markern gemalten und mit Magazin-Ausschnitten beklebten Collagen plakativen Charakter. Sie provozieren schon optisch, und inhaltlich erst recht. Yelistratava, die in Ägypten lebt, beklagt, dass in dem arabischen Land Frauen oft von ihren Männern kontrolliert würden und dass Missbrauch an der Tagesordnung sei. Der beste Indikator für die Männlichkeit eines modernen Manns, sagt sie, sei nicht, wie gebrochen, still und unterwürdig seine Frau ist, „sondern wie frei sie sich neben ihm fühlt“.

Outdoor-Spezial

Das Eis bricht, die Dunkelheit weicht, die Sonne wartet: Nichts macht so lebendig wie der erste warme Frühlingstag. Wir hätten ein paar Ideen für das neue Leben im Freien.

Foto: Maria H. / Fotowindler / Stock, Hersteller

56 Hohe Schule

Die Profibersteigerin **Ines Papert** ist für viele Kletterinnen zu einer Vorbildfigur geworden.

60 Ein Platz an der Sonne

Liegen, Bänke, Stühle, Tische: Mit diesen neuen **Outdoor-Möbeln** wächst die Vorfreude auf den Sommer.

62 Unter einem Schirm

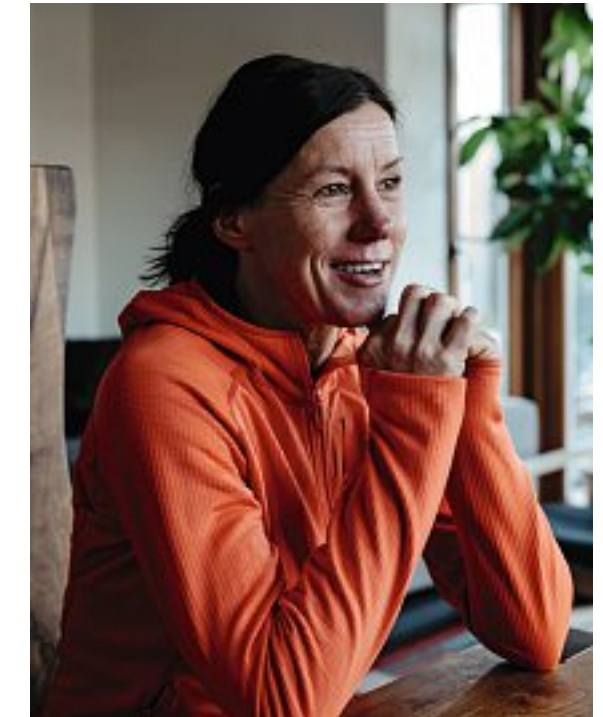
Das Familienunternehmen **Weishäupl** hat sich als Spezialist für Möbel im Freien einen Namen gemacht.

65 Alles muss raus

Immer mehr **Modehäuser** erweitern ihre Aktivitäten und bringen Outdoor-Kollektionen auf den Markt.

66 Gelände wagen

Wer mit dem Auto **offroad** vorankommen will, muss erst die Grenzen des eigenen Muts überwinden.



Es war im Winter 2005, in Ouray, einem Ort im Südwesten des amerikanischen Bundesstaats Colorado, mitten in den San Juan Mountains. In Ouray steigt jedes Jahr das Ice Festival, ein Treffen der besten Athleten im Eisklettern – einem faszinierenden Sport, technisch, taktisch, physisch höchst anspruchsvoll, mit Routen, die sich ständig verändern und schon kurz nach einer Begehung verschwunden sein können. „Dort habe ich wohl die größte Anerkennung in meinem ganzen Leben geerntet“, sagt Ines Papert. „Und das für etwas, das ich selbst nicht so schwierig fand wie etwa eine Erstbegehung, bei der du tagelang unterwegs bist, bei der du leidest und kämpfst und frierst und irgendwann oben stehst.“

2005 in Ouray schafften es nur drei Kletterer, die Route in einer vereisten Schlucht bis ganz oben zu durchsteigen. Zwei Männer und eine Frau. Die Schnellste der drei war Ines Papert. Das bedeutete: Papert war Gesamtsiegerin. Vor allen Männern. Der Erfolg schlug international Wellen; selbst die „New York Times“ berichtete darüber. In ihrem Buch „In Fels und Eis“ erzählt Papert, wie sie bei der Preisverleihung vor Tausenden Zuschauern etwas von „Gut gelaufen“ und „Glück gehabt“ gemurmelt habe, und die kanadische Eiskletter-Legende Will Gadd, einer der Geschlagenen, daraufhin das Mikrofon nahm und sagte: „Ines, shut up, you kicked our butts!“ – „Hör auf, du hast uns in den Hintern getreten!“ Heute sagt Ines Papert: „Was mich vor allem begeistert hat, war die Coolness, mit der die männlichen Konkurrenten damit umgegangen sind.“

Die Aufmerksamkeit, die ihr Sieg in Ouray erregte, zeigte, wie ungewöhnlich es zumindest damals war, wenn sich eine Frau in der lange von Männern dominierten Kletterszene durchsetzte. Auch Ines Papert hat Widerstände erfahren, besonders in ihren Anfangsjahren, sie hat sich davon aber nicht abbringen lassen auf ihrem Weg. Im Gegenteil: Seit mehr als 20 Jahren ist sie als Kletterin und später auch Alpinistin an den Bergen der Welt unterwegs, finanziert durch Sponsoren, Vorträge, Bücher, Expeditionsberichte und anderes. Sie wurde zu einer Vorbildfigur vieler Kletterinnen, zur Botschafterin eines selbstbewussten Frauenalpinismus. „Ich bin schon stolz darauf, andere Mädels mitreißen und inspirieren zu

Ines Papert ist einst wegen des Skisports ins Berchtesgadener Land gezogen. Inzwischen hat sie dort ihr Zuhause gefunden.

können, ich sehe das auch heute noch als meine Aufgabe an“, sagt die 47 Jahre alte Extremsportlerin. Sie hat ihren Anteil daran, dass der Klettersport inzwischen anders aussieht, dass die alte Rollenverteilung passé ist.

Ihr Aufstieg zur Profi-Alpinistin verlief ungewöhnlich. Aufgewachsen ist Ines Papert in der nordsächsischen Kleinstadt Bad Dübau. Berge? Gab es vor allem beim Skifahren, im Riesen- und im Erzgebirge. Die Eltern waren engagierte Gegner des DDR-Regimes, die Familie nahm an Demonstrationen in Leipzig teil. „Als ich als Sechzehnjährige im Westfernsehen gesehen habe, dass die Mauer gefallen war, sind wir alle vorm Fernseher gesessen und haben Rotz und Wasser geflenn vor Freude.“ Weil sie sich endlich frei bewegen konnten, über alle Grenzen. Sie zog ins Berchtesgadener Land, weil man da gut Skifahren konnte, trat in Berchtesgaden eine Stelle als Physiotherapeutin an. Und lernte zu klettern.

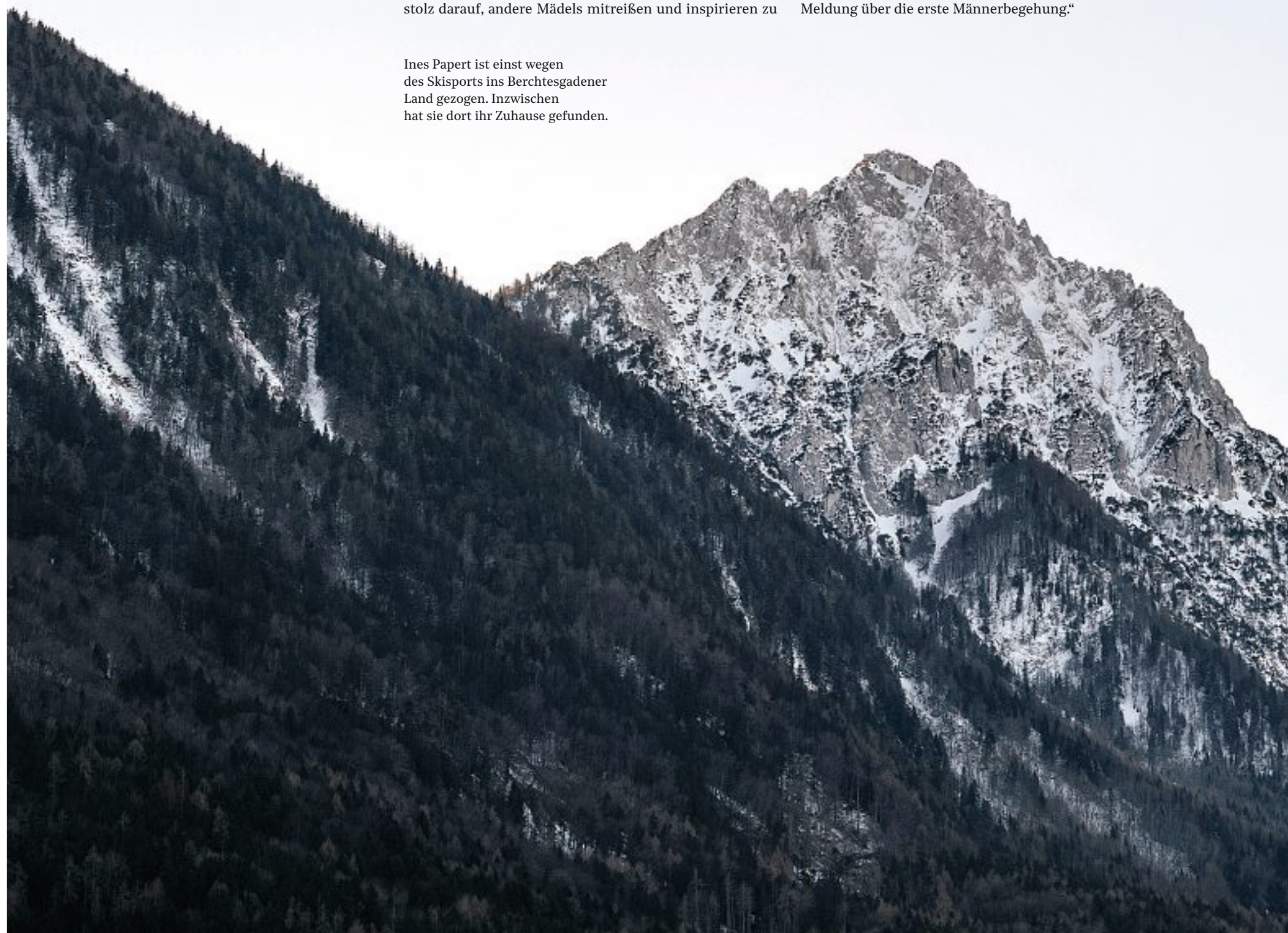
Bald wurden die Touren länger, härter, anspruchsvoller. Der Schwierigkeitsgrad stieg, der Ehrgeiz wuchs. Am liebsten hätte sie im Nu alles aufgeholt, was sie im Vergleich zu anderen Kletterern in den Jahren zuvor versäumt hatte. Sie bestieg 1997 den Aconcagua (6961 Meter), 1998 den Alpamayo (5947 Meter), 1999 den El Capitan (2307 Meter) im Yosemite-Nationalpark, über die berühmte Route „The Nose“. Sie entdeckte das Eisklettern für sich, wurde auf Anhieb Zweite im Weltcup, im Jahr 2000 in Saas-Fee. Und dann, sagt Ines Papert: „Hat sich Emanuel angekündigt.“

Im selben Jahr kam ihr Sohn zur Welt. „Im Nachhinein“, sagt sie, „hätte es nicht besser laufen können.“ Damals veränderte es vieles. Längere Expeditionen oder Klettertrips fielen flach. Sie konzentrierte sich auf das Eisklettern, da war der Zeitaufwand überschaubarer. Gewann dreimal den Gesamtweltcup, wurde viermal Weltmeisterin. Daneben kletterte sie eine der schwersten Routen in der Eiger-Nordwand, „Symphonie de Liberté“, und schaffte die schwierige Fels- und Eis-Route „Mission Impossible“ in Courmayeur, als erste Kletterin. Dieses Label, „erste Frauenbegehung“, leuchtete ihr freilich nie so recht ein. „Bei Routen, die ich selbst erstbegehen habe, gab es später auch nie eine Meldung über die erste Männerbegehung.“

HOHE SCHULE

Das Profibergesteigen war lange eine männlich geprägte Szene. Die Kletterin Ines Papert hat trotzdem ihren Weg nach oben gefunden.

Von Bernd Steinle
Fotos Maria Irl





// Vor der Fahrt an die Marmolada sagte ihr kleiner Sohn: „Mama, fahr nicht in die Dolomiten.“ Sie antwortete: „Doch, ich fahr‘ in die Dolomiten.“ Und hat es oft bereut. //



2016 war Ines Papert mit ihrem Mann Luka Lindič am Kyzyl Asker in Kirgistan erfolgreich (oben und Mitte), drei Jahre zuvor mit Thomas Senf am Likhu Chuli I in Nepal – nach einem eisigen Biwak.

Als Ines Papert bei der Eiskletter-WM 2005 den Titel im prestigeträchtigen Difficulty-Wettbewerb verpasste, kamen Fragen auf wie: Was ist schiefgelaufen? Sie merkte, wie selbstverständlich ihre Erfolge registriert wurden, und wie stark es sie selbst drängte, die Welt der Wettkämpfe hinter sich zu lassen, neue Wege zu gehen – alpine Abenteurer, Ziele in Fels und Eis zu verfolgen. Sie bestritt noch eine letzte Wettkampfsaison, gewann 2006 sämtliche Weltcups und beschloss dann, weil es ohnehin nicht mehr besser werden konnte, aufzuhören mit dem Wettkampfklettern. Ihre Erfolge hatten Sponsoren angelockt, die Preisgelder und ihre öffentliche Bekanntheit hatten das finanzielle Abenteuer des Berufsalpinismus in den Bereich des Möglichen gerückt. Der Traum, vom Klettern leben zu können, war plötzlich kalkulierbar geworden. Und Ines Papert beschloss: Sie würde es versuchen.

Sie suchte sich eigene Projekte, schwierige Linien, extreme Herausforderungen in Fels und Eis. Erstbegehungen neuer Routen, bei denen das Gelingen ungewiss, das Abenteuer aber alle Anstrengungen wert war. Sie kletterte in Indien, Kanada, Schottland, Nepal, an Bergen, die wenig bekannt waren und wenig begangen. „Die Berühmtheit des Bergs war für mich nie entscheidend. Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, eine neue Route beispielsweise am Mount Everest zu probieren, nur um mediale Aufmerksamkeit zu bekommen“, sagt sie. „Ich wollte mit meinem Team so allein sein wie möglich, große Menschenansammlungen im Basislager waren nie mein Ding. Es hat mich immer in Regionen gezogen, in denen wenig los ist, die schwer zu erreichen sind.“ Bis heute. „Wenn ich auf Expedition bin, bin ich off. Auf Flugmodus. Weg.“

Der Likhu Chuli I (6719 Meter) in Nepal war so ein Projekt, 2013. Mit Kletterpartner und Fotograf Thomas Senf stieg sie durch die 1800 Meter hohe Nordwand. Extreme Kälte, eisiger Wind, zwei frostige Biwaknächte, dann stand Ines Papert auf dem Gipfel – wie sich später herausstellte, als erster Mensch überhaupt. Drei Jahre später war sie am schwer zugänglichen Kyzyl Asker (5842 Meter) in Kirgistan erfolgreich, einem Land, in das es Ines Papert immer wieder gezogen hat. Es war ihre dritte Expedition zu diesem Berg, zweimal hatte sie zuvor aufgeben müssen. „Scheitern ist natürlich Teil des Bergsteigens“, sagt sie. „Aber irgendwann nagt das auch an der Motivation.“ Im dritten Anlauf vollendete sie endlich die geplante Linie durch die 1200 Meter hohe Südostwand, zusammen mit dem Slowenen Luka Lindič.

Mit der Zeit ist ihr bei Expeditionen eines immer wichtiger geworden: Harmonie im Team, gutes Verständnis, funktionierendes Miteinander. Im Lauf der Jahre hat sie erlebt, dass das mit Frauen zuweilen schwieriger sein kann als mit Männern. „Kletterinnen auf hohem Niveau sind sehr ehrgeizig, das ist nicht immer einfach“, sagt Ines Papert. Viele täten sich schwer, auch mal zugunsten Anderer zurückzustecken. Männer zeigten dagegen eher eine Art Beschützerinstinkt. „die wollen immer ein bisschen auf einen aufpassen“. Was auf seine Art auch schwierig werden kann.

Ihr Sohn Emanuel war bei den Reisen zumindest manchmal dabei. „Nach dem Abi hat er mal gesagt: Ich glaube, ich brauch‘ gar nicht auf Weltreise zu gehen, ich war schon so viel unterwegs.“ Auch wenn sie im Lauf der Jahre viel Zeit auf Expeditionen, Reisen oder Vortragsterminen verbracht habe, am Ende, sagt Ines Papert, habe sie durch ihre Selbständigkeit wohl mehr Zeit mit ihrem Kind verbringen können als jede durchschnittlich berufstätige Mutter. „Ich hatte ja zwischendurch auch viel Freizeit und viel Flexibilität, um für ihn da zu sein.“

Und die Gefahren als Profibersteigerin? Als jemand, der sich immer wieder an Grenzen herantastet, unbegangene Routen in Angriff nimmt? In ihren Anfangsjahren, sagt sie, habe ihr manchmal schlicht die Erfahrung gefehlt, um fragwürdige Situationen genau einschätzen zu können. Um die richtige Antwort finden zu können auf die Frage: Lieber dem Bauchgefühl folgen und umdrehen oder den inneren Schweinehund überwinden? „Die gefährlichsten Jahre waren die jungen Jahre“, sagt Ines Papert. „Da haben wir oft Glück gehabt, einfach aus Unwissen heraus.“

Die eindringlichste Warnung kam im Sommer 2005. Als sie in einer Route durch die Marmolada-Südwand in den Dolomiten unterwegs war, brach plötzlich eine wandteppichgroße Felschuppe ab, an der sie sich hielt. Sie stürzte, riss mehrere Seilsicherungen mit, stürzte weiter, der Fall schien kein Ende zu nehmen.

Erst nach rund 20 Metern war es vorbei. Sie erlitt eine komplizierte Unterschenkelfraktur, die ihr monatelang zu schaffen machte. „Ich habe aus diesem Unfall viele Lehren gezogen“, sagt sie. „Wir waren sehr in Eile, wir wussten, das Wetter schlägt um, wir mussten rechtzeitig zurück sein, und aus dieser Eile heraus ist das passiert. Hektik und Stress sind am Berg nie gute Voraussetzungen.“

Vor der Fahrt an die Marmolada habe ihr Sohn damals zu ihr gesagt: „Mama, fahr nicht in die Dolomiten!“ Sie hatte geantwortet: „Doch, ich fahr‘ in die Dolomiten.“ Und es danach oft bereut. Die Marmolada-Südwand hat sie bis heute nicht durchstiegen. „Es hat mich nicht wieder hingezogen. Vielleicht wird es das nie mehr.“

Sie sei ruhiger, besonnener geworden, sagt Ines Papert. Versteift sich vor der Expedition nicht mehr strikt auf ein Ziel, das unbedingt erreicht werden muss, hat einen Plan B und C, wenn die Verhältnisse zu unsicher, zu schwer einzuschätzen sind. Eigene Erlebnisse, fragwürdige Situationen, der Verlust von Freunden am Berg, all das hat Spuren hinterlassen. Die Frage, wie viel Risiko gehst du ein, wie viel ist es dir wert, stellt sich auch heute immer wieder. Die Antwort: „Der Wert, irgendeinen Berg zu besteigen, ist mir nicht groß genug, um dafür auch nur eine kleine Chance in Kauf zu nehmen, dass ich mein Leben verliere.“

2018 war sie mit Luka Lindič, inzwischen ihr Ehemann, an der Südwand der Shisha Pangma (8027 Meter) in Tibet unterwegs. Es sollte ihr erster Achttausender werden, im Alpinstil, ohne Träger, ohne Flaschensauerstoff. Doch auf einer Akklimatisationsstour an einem nahen Siebentausender ging eine Lawine auf ihr Zelt nieder. Im letzten Moment schafften sie es heraus, in letzter Sekunde rettete Lindič ihre Schuhe. Den Schrecken noch in den Gliedern, stiegen sie ab, wenig später brachen sie die Expedition ab. Nach dieser Erfahrung hatte sich für Ines Papert das Ziel Achttausender erledigt. „An einem sehr hohen Berg technisch schwierig zu klettern, ist relativ komplex bis unmöglich. Dafür muss so viel optimal zusammenpassen. Die Chance zu scheitern ist relativ groß, die Chance zu sterben ist relativ groß. Und auf dem Normalweg auf einen Achttausender zu steigen kam für mich nie infrage. Das hat mich nicht gereizt.“

Als nächstes steht nun das Projekt „Panamericana“ an, wieder mit Luka Lindič. Im vergangenen Jahr hatten sie damit in Alaska begonnen, dann wollten sie nach Kanada weiter und irgendwann in Patagonien ankommen, Klettern und Reisen, das war der Plan. Am Ende blieb es bei drei Monaten Alaska, weiter kamen sie nicht, die Grenzen waren dicht. Also fangen sie nun wieder von vorne an, in Alaska, dann soll es etappenweise weitergehen, sofern die Pandemie es erlaubt. Corona hat auch bei Ines Papert vieles durcheinandergebracht, Reisepläne, Vortragstermine, Kletterprojekte durchkreuzt. Im Sommer 2020 fuhr sie mit der Kletterin Caro North mit dem Mountainbike durch die Alpen, so wurde schon die Anreise zu den Kletterrouten zu einem eigenen Abenteuer.

Und gelegentlich ist sie noch mit einem besonders vertrauten Partner unterwegs, beim Klettern oder auf Skitour: mit ihrem Sohn Emanuel, heute 21 Jahre alt. Sie hat ihm über die Jahre einiges gezeigt in den Bergen, den richtigen Umgang mit dem Seil, das Wichtigste zu Verantwortung und Gefahren im Gebirge. Abgesehen davon ließ sie ihn seinen eigenen Weg finden. Versuchte nicht, ihn in irgendeine Richtung zu drängen. Heute ist er mit seinen eigenen Kumpels in den Bergen am Werk. „Letzten Sommer hat er eine Route wiederholt, die ich mal erstbegangen hatte, am Untersberg“, sagt Ines Papert. „Das war damals eines meiner härtesten Projekte, es hat vier Jahre gedauert, bis ich die schwierigste Stelle geschafft hatte. Und jetzt er. Das macht mich schon stolz.“ Und, in manchen Momenten, sagt sie, macht es ihr auch „ein bisschen Angst“.

Fotos: Archiv Ines Papert

INNOVATION UND LEIDENSCHAFT



Fotos: La Sportiva

Kletterer und Wanderer schwören weltweit auf die Outdoor-Marke La Sportiva. Das Familienunternehmen aus den Dolomiten ist Weltmarktführer für Kletter-, Ski- und Bergschuhe von höchster Qualität. Die Liebe zu den Bergen und Innovationsgeist inspiriert alle Mitarbeiter.

Große Erfolge beginnen oft mit einer guten Idee. Steve Jobs machte gerade eine Obstdiät, als er auf den Gedanken kam, seine Firma „Apple“ zu nennen. Es war keine Marketingstrategie, kein raffinierter Plan. Einfach nur die richtige Idee. So ähnlich war das beim Schuster Narciso Delladio aus dem Val di Fiemme im Trentino. Auch bei ihm gab es einen Schlüsselmoment, in dem er den Erfolg von La Sportiva als weltbekanntes Unternehmen begründete.

Es war in den Zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Narciso Delladio eröffnete ein Schuhmachergeschäft und stellte dort Holzpanzern und Ledertiefel für die Waldarbeiter und Bauern her. Doch dann fiel ihm etwas auf. Immer mehr Touristen und Ausflügler waren in den Bergen unterwegs – der Alpinismus kam in Mode. Narciso Delladio erkannte, dass diese Menschen solide Lederschuhe brauchten, mit denen sie die Anstiege meistern konnten. Das war der Moment. Die anderen Schuster fertigten weiter Arbeitsschuhe an, Narciso spezialisierte sich auf Bergstiefel. Es war der Beginn einer erstaunlichen Erfolgsgeschichte. Aus dem kleinen Schuhladen ist heute, mehr als 90 Jahre später, der Weltmarktführer für Kletter- und Höhenbergschuhe geworden. Wer Sportkletterer in Arco am Gardasee oder in den Steilwänden im Yosemite Valley beobachtet – überall auf der Welt sind die markanten Farben der La Sportiva-Ausrüstung zu sehen. Zur Produktpalette gehört mittlerweile praktisch alles, was Outdoor-Fans benötigen: Von Trekking- und Mountain Running-Schuhen über innovative Skitourenstiefel bis hin zu Funktionstextilien für jede Art von Outdoor-Aktivität. Vom traditionellen Wanderer bis zum Extrembergsteiger reicht der Kundenkreis von La Sportiva. Auch Top-Kletterer wie Adam Ondra verlassen sich auf die Qualität des norditalienischen Herstellers. Bis heute ist La Sportiva ein Familienunternehmen und eine Marke, deren Botschaft weit über den kommerziellen Erfolg hinausgeht. Diese Firma transportiert Werte. Familientradition. Innovation. Leidenschaft für das eigene Metier. Und Liebe zu

den Bergen. Bis heute hält La Sportiva an seinem entlegenen Firmensitz hoch über Bozen fest. Und noch etwas trägt zum Erfolg des Unternehmens bei: Nachhaltigkeit. Welche Produkte sind am verträglichsten für die Umwelt? Lassen sich Rohstoffe recyceln? Wie hält man die CO₂-Emissionen möglichst gering? Solche Fragen gehören zur Routine.

Wohin steuert La Sportiva als nächstes? Vielleicht ist es so ähnlich wie beim Bergsteigen: Es gibt viele Wege durch die unberührte Natur, und du weißt nicht, was dich unterwegs erwartet. Nur die Richtung ist immer klar: bergauf.



Die Eigentümerfamilie Delladio mit Firmenchef Lorenzo und den Kindern Giulia und Francesco führt die Tradition fort. Links unten: Der Unternehmenssitz in Ziano di Fiemme.

Alles, was Outdoor-Fans brauchen



Der Ultra Raptor hat eindrucksvoll bewiesen, dass das Unternehmen aus dem Trento sein technisches Know-how aus dem Berg- und Klettersport auch in den Bereich Trailrunning zu übersetzen weiß. Der Ultra Raptor ist inzwischen zu einem Standard-Klassiker der globalen Trailrunning-Community avanciert.



Mit der Trango-Serie schlägt La Sportiva den perfekten Spagat zwischen Zustieg- und Höhenberg-schuhen. Echte Allrounder, mit denen sich lange Aufstiege genauso gut bewerkstelligen lassen wie die Überquerung von Schneefeldern bis hin zu anspruchsvollen Kletterpassagen.

LA SPORTIVA
www.lasportiva.com

Besonders dicke und damit auch bequeme Polster hat die Liege **SENJA**, die vom Studio Segers gestaltet wurde. Der Rahmen besteht aus pulverbeschichtetem Aluminium, die Bezüge der Kissen sind aus dem sehr reißfesten Gewebe Batyline. Wim Segers ist schon seit vielen Jahren Hausdesigner der belgischen Marke Tribù. Neuerdings arbeitet sein Sohn Bob mit ihm zusammen im Studio in Maaseik.



Ein Platz an der Sonne von Peter-Philipp Schmitt

Der Sommer kann kommen, die neuen Outdoor-Möbel sind da. Die diesjährigen Kollektionen warten mit wetterfesten Materialien und ungewöhnlichen Formen auf. Wir zeigen die schönsten Entwürfe.



Der Hamburger Designer Benjamin Baum hat für das Lüneburger Unternehmen Dedon einen in zwei unterschiedlichen Stilen geflochtenen Stuhl entworfen: Der Rahmen von **ROII** ist im Fischgrätmuster umflochten, mit einer Kunstfaser, die an Leder erinnert. Die Fasern für Sitzfläche und Rückenlehne sind wie beim Wiener Geflecht zu einem Lochmuster verwoben worden. Die Stühle sind leicht und stapelbar, zum Programm gehören auch Sessel, Sonnenliege und Barstuhl.



Auch dieser Entwurf spielt mit runden Formen. Gedacht ist die Sonnenliege **BOREA**, die der Italiener Piero Lissoni für B & B Italia gestaltet hat, für zwei Personen. Gebogene Aluminiumrohre bilden das Untergestell, die gepolsterte Auflage ist sechs Zentimeter dick. Das Rückenteil ist verstellbar. Zur Familie gehören auch Sessel mit Polstern, deren Füllung aus recycelten PET-Flaschen besteht, und Beistelltische mit Platten aus zum Beispiel Porzellan oder Lavastein.

Patrick Norguet, in Tours geboren, hat Funktionsmöbel aus dem Sport neu interpretiert, wie man sie zum Beispiel vom Tennisplatz kennt. So erklärt sich auch der Name **ACE**. Herzstück der Kollektion ist eine Bank, die flexibel konfiguriert und ergänzt werden kann, etwa mit einem Schuhfach oder Taschenhalter. Hauptmaterialien der von der italienischen Marke Ethimo hergestellten Produkte sind Aluminium und Teak. Selbst einen Hochstuhl, wie für einen Schiedsrichter im Tennis, hat Norguet eigens entworfen.



Im Garten nicht nur zu grillen, sondern auch zu kochen, wird immer beliebter. Dafür bietet der Designer Carsten Gollnick, der in Potsdam sein Studio hat, den passenden Rahmen. Sein **TICINO** ist ein Modulsystem, das sich frei gestalten lässt und aus unterschiedlichen Koch- und Arbeitselementen besteht. Die Gestelle aus schwarz beschichtetem Edelstahl und die Keramikplatten lässt das Unternehmen Conmoto im Münsterland produzieren, wo auch das Holz aus geräucherter Eiche wächst, aus dem die Ablagen sind.



Es gibt ihn nicht nur als Schaukelstuhl: Zur Kollektion **STRAPPY**, die der Mitgründer der belgischen Marke Royal Botania, Kris Van Puyvelde, entworfen hat, gehören neben Stühlen auch Tische, Liegen und Hocker. Die Struktur besteht jeweils aus Edelstahl, an der Sitzgurte aus Aluminium befestigt sind. Diese wiederum sind mit Stoff oder Kunstleder bezogen – leicht zu entfernen und im Winter einzulagern.



Auch dieses Möbelstück kann gut im Wohnzimmer und im Garten stehen. Der Beistelltisch **LEVEL**, der vom hausinternen Designteam der dänischen Marke Ferm Living entworfen wurde, hat ein Gestell aus pulverbeschichtetem Stahl, das aus einer durchgehenden Linie geformt wird. Das asymmetrische Profil bietet Stauraum auf zwei Ebenen. Den Tisch gibt es in zwei Größen: Der kleinere ist 45 Zentimeter hoch, 55 Zentimeter breit und 35 Zentimeter tief, der größere 40 mal 79 mal 60 Zentimeter.



Das Besondere an dieser Liege, ebenfalls Teil einer ganzen Sitzmöbel-Familie mit Namen **ECHOES**, ist das feine Geflecht aus matter Polypropylen-Kordel. Es wirkt fast wie aus Rattan oder Binsen, ist aber neben den Farben Natur oder Stroh auch in Eis und Anthrazit erhältlich. Der französische Designer Christophe Pillet arbeitet seit 2020 für den italienischen Hersteller Flexform, der sich erst seit Kurzem auch auf das Thema Outdoor spezialisiert hat.

Fotos: Unternehmen

Zurück zur Natur, mit diesem etwas abgegriffenen Slogan wirbt Interioitaliano für eine Möbelserie aus Terrakotta, einem Material, das stabiler sein soll als viele glauben. Die Marke, die 2012 von Giulio Iacchetti und Silvia Cortese begründet wurde und seit 2019 zur Alivar-Gruppe gehört, ist sich sicher: Ihr Hochtisch **SUNI** übersteht auch schlechtes Wetter, selbst in Zeiten des Klimawandels, und sogar Temperaturen unter null Grad. Die Terrakotta-Tische und -Hocker der Möbelfamilie mit Namen Suni, Albi, Gioi und Cave variieren dabei nur in ihrer Größe.



José Levy kommt aus der Mode, ist mehr Künstler als Designer. Das Outdoor-Programm **FONTAINEBLEAU**, das die belgische Marke Serax produziert, hat der Pariser für sein Landhaus in der Nähe von Fontainebleau entworfen. Es umfasst sechs einzelne Elemente: Sofa, Stuhl, Hocker, eine Liege sowie einen runden und diesen Beistelltisch. Sie sind aus Stahl und können im Freien überwintern. Darum hat Levy auch als einzige Farbe ein dunkles (Immer-)Grün für die Serie gewählt.

Wie mit ein paar Strichen gezeichnet erscheint der Stuhl des Designers Martin Drechsel. Die Linien hat er dann mit Metall und Draht nachgeformt, so dass ein eher minimalistisches Werk entstand. Drechsel, 1980 geboren, hat seit zehn Jahren ein eigenes Studio in Zürich. Seine für das italienische Unternehmen Emu entstandene Kollektion **APERO**, zu der neben dem hohen Hocker ein Stuhl und ein Sessel mit Armlehnen gehören, ist pulverbeschichtet und in 13 verschiedenen Farben erhältlich. Jeweils sechs seiner Stühle und Sessel oder zwei dieser Hocker lassen sich stapeln.



Minotti setzt auf Möbel, die drinnen und draußen eingesetzt werden können, je nach Material und Herstellung. Auch das Programm **LIDO** mit Sofa, Sessel, Hocker und Stuhl zählt dazu. Das Werk vom Duo GamFratesi (Stine Gam und Enrico Fratesi) hat bronzenfarbene lackierte Aluminium-Beine und eine Rückenlehne, die mit dicken Polypropylen-Kordeln umflochten ist. Die Farbpalette reicht von Sand und Dunkelbraun bis hin zu Zeder, Blau und Petrol.



Patricia Urquiola und Cassina haben die gemeinsam entwickelte Sitzmöbel-Familie **TRAMPOLINE** erweitert: durch eine Sonnenliege. Die gebürtige Spanierin, die schon seit mehr als 20 Jahren in Mailand lebt, hatte 2020 kreisrunde Sessel und Sofas vorgestellt, die an Trampoline erinnern. Die runde, wenn auch leicht ovale Form hat sie beibehalten, die Struktur besteht aus pulverbeschichtetem, rostfreiem Stahl und ist auf Wunsch auch mit zwei Rädern zu haben.



Die reine Outdoor-Möbelmarke Diabla ist Teil der Gandia-Blasco-Gruppe, die José Gandia Blasco im Jahr 1941 im spanischen Valencia gegründet hatte und die inzwischen in zweiter Generation geführt wird. Die Entwürfe sind oft gewagt und bunt, das Sofa aus Aluminiumrohr, für das Borja Garcia und Laura Ros vom Studio Made verantwortlich zeichnen, wirkt dagegen fast klassisch. Neben dem Zweisitzer gehören zur Familie mit dem Namen **ARP** bislang auch noch ein Sessel und zwei niedrige Tische.

Auch die Serie **ALIGNED** hat ihr Designer von Hand gezeichnet, bevor er sie mit seinen gebogenen Formen nachbauen ließ. Gestell und Rahmen sind aus Metall, Sitz, Lehne und Tischplatte aus Holzlatten. Hinter dem Entwurf steckt der Niederländer Maarten Baas, der nicht zum ersten Mal für den belgischen Hersteller Valerie Objects mit Sitz in Antwerpen gearbeitet hat. Von Baas stammt unter anderem auch das schlichte Geschirr Inner Circle.



Die italienische Marke Unopiù hat ein weiteres schmiedeeisernes Schwergewicht vorgestellt, eine komplette Kollektion mit Sofa, Sessel, Stuhl, Tisch, Beistelltisch und Bank. Erarbeitet hat sie der in New York beheimatete Adam D. Tihany, der eigentlich auf Inneneinrichtungen von Hotels spezialisiert ist. Das charakteristische Merkmal von **ARIETE** ist der Kreis. Die Fertigung in Italien erfolgt in Handarbeit, das Schmiedeeisen ist kaltverzinkt und damit besonders widerstandsfähig und langlebig bei fast jedem Wetter.



Fischer Möbel ist ein auf Outdoor-Möbel spezialisiertes Familienunternehmen aus Schlierbach bei Stuttgart. Gefertigt wird regional, vieles in der eigenen Manufaktur. Auch das Design des Tisches **CLARIS** kommt aus der unmittelbaren Umgebung: vom Designbüro Mezger (Wolfgang C.R. Mezger) aus Göppingen. Die gewundene Säule ist aus Edelstahl, die Tischplatte aus einer äußerst harten zweischichtigen Porzellankeramik oder einem Laminat, einer Verbindung von Zellulose und Harzen, mit entsprechendem Dekor und einem Spezialwitterungsschutz.

Unter einem Schirm

Das Familienunternehmen Weishäupl wird in zweiter Generation geführt. Und noch immer wird im Haus selbst Hand angelegt.

Von Peter-Philipp Schmitt
Fotos Finn Winkler

Es war ein Zufallsfund, quasi im Vorbeigehen. Dabei war es etwas ganz Alltägliches, was Oskar F. Weishäupl auf der Piazza delle Erbe, dem ältesten Platz in Verona, vor nunmehr fast 50 Jahren entdeckte. Wie beinahe an jedem Tag war Markt, und die Marktfrauen verkauften ihr Obst und Gemüse. Dabei waren sie gut geschützt gegen die Sonne, denn sie standen unter großen Schirmen. „Damals gab es für den Privatgebrauch nur kleine Sonnenschirme, mit einem Durchmesser von höchstens 1,80 Meter“, erzählt der Senior der von ihm gegründeten und nach ihm auch benannten Marke Weishäupl. „Die Leute mussten auf ihren Terrassen und Balkonen ständig hinterher sein und ihre Schirme herumschieben oder neu ausrichten, sobald die Sonne wieder ein Stück weitergezogen war.“ Die Marktfrauen in Verona aber konnten den ganzen Tag bequem im Schatten stehen. „Ich dachte mir, unter einen großen Schirm müsste doch auch eine ganze Familie passen.“ Damit war eine Vision geboren, wie Weishäupl sagt: die Vision vom „Leben im Freien“.

Seit 1974 stellt Weishäupl in Stephanskirchen bei Rosenheim – am Inn zwischen Chiemsee und München gelegen – große Sonnenschirme her. Zunächst nur in Weiß, später dann auch in Multicolor. Weishäupl senior war natürlich nicht der Erfinder einer neuen Bewegung. Die Vision vom „Leben im Freien“, also in der Natur, ist so alt wie die Menschheit selbst und hatte durch Jean-Jacques Rousseaus angebliche Aufforderung „Retour à la nature!“ schon im 18. Jahrhundert einen neuen Aufschwung bekommen. Und das noch lange vor der eigentlichen Industrialisierung, die erst zu Landflucht und Verstädterung mit all ihren negativen Folgen führte.

Damals, in der noch vorindustriellen Zeit, wurden Sonnenschirme erstmals richtig beliebt, wie zahllose Gemälde auch aus dem 19. Jahrhundert zeigen – etwa Carl Spitzwegs berühmter „Sonntagsspaziergang“, auf dem sich der gutgelaunte Vater vor der Sonne durch einen Zylinder schützt, den er auf seinem in die Höhe gereckten Gehstock balanciert. Die eher züchtig einherschreitenden Frauen hinter ihm aber tragen nicht nur große biedermeierliche Strohhüte, sondern auch kleine Sonnenschirme, sogar schon mit einem eingebauten Knick im Griff, um sich auch vor den schräg einfallenden Sonnenstrahlen schützen zu können.

Schutz vor der Sonne war auch der Grund, warum große Schirme für Gärten, Terrassen oder Balkone vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts immer beliebter wurden, wenn auch so richtig erst vor etwa 40 Jahren, als es zunehmend Diskussionen über die schädliche Wirkung von UV-Strahlung gab. Weishäupl war mit seiner Idee also seiner Zeit sogar etwas voraus. Gefertigt werden die Schirme, die Weishäupl „so etwas wie unser



Von Kindesbeinen an mit im Betrieb: Für Stefanie Weishäupl-Ehrl und ihren Bruder Philipp Weishäupl (rechts) stand schon früh fest, dass sie einmal das von ihrem Vater Oskar F. Weishäupl im Jahr 1969 gegründete Unternehmen übernehmen würden. Inzwischen hat die Marke Weishäupl 85 Mitarbeiter, die alle am Standort im oberbayerischen Stephanskirchen und vor allem in den Werkstätten beschäftigt sind.

// „Ich dachte mir, unter einen großen Schirm müsste doch auch eine ganze Familie passen.“ Damit war eine Vision geboren: die Vision vom „Leben im Freien“. //

Aushängeschild“ nennt, bis heute in der Region rund um Stephanskirchen. Da sie von Hand zumindest vollendet werden, ist jeder Schirm ein Unikat. Wenn eine Stange mal brechen oder die Bespannung reißen sollte, kann sie in den hauseigenen Werkstätten repariert oder gegen eine neue ausgetauscht werden. Weishäupl ist stolz auf seine bekanntesten Kunden, zu denen etwa der Bayerische Hof in München und das Fünf-Sterne-Hotel Schloss Elmau im Landkreis Garmisch-Partenkirchen gehören. Sehr wahrscheinlich, dass Angela Merkel und Barack Obama 2015 beim G-7-Gipfel einträchtig unter einem Weishäupl-Schirm zusammensaßen, so wie es vielleicht Olaf Scholz und Joe Biden beim geplanten G-7-Gipfel im Juni auf Schloss Elmau auch wieder tun werden.

Oskar F. Weishäupl wollte sich immer selbständig machen. Der studierte Diplomingenieur begann schon 1969 zusammen mit seinem Studienfreund Bob Arnold, an ersten Entwürfen zu tüfteln. Damals waren es modulare, preiswerte Möbel für junge Leute, die sich ohne viel Aufwand montieren und bei Bedarf wieder auseinandernehmen ließen. Es waren sogenannte Knock-Down-Möbel, die dem Prinzip der Selbstmontage folgten. Die ersten Möbel für den Außenbereich, das heutige Kerngeschäft der Marke, entwickelten die beiden erst acht Jahre später, nachdem ihre Schirme schon viel Aufsehen erregt hatten. Zum Klassiker wurde vor allem die 1977 erstmals aufgelegte Serie Classic, die Anleihen nimmt an schweren gusseisernen Gartensesseln aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. „Wir verwenden galvanisch verzinkten hochwertigen Edelstahl“, erzählt Weishäupl. Darauf verschraubt werden massive Teakholzplatten. Passend zum – klappbaren – Stuhl gibt es Tisch und Bank jeweils in verschiedenen Größen sowie Hocker und Liege. Dass auch diese Produkte nahezu unkaputtbar, weil am Ende reparierbar sind, versteht sich von selbst. „Von Nachhaltigkeit hat damals noch niemand geredet“, sagt Weishäupl. „Von Qualität aber schon.“ Weil Weishäupl um den Wert seiner Ware wusste, hat er von Anfang an auch nur mit gehobenen Möbelhändlern zusammengearbeitet, wie er erzählt.

Obwohl der Senior inzwischen 80 Jahre alt ist, geht er noch jeden Tag in seine Firma. Offiziell hat er dort allerdings nichts mehr zu sagen, denn seit 2010 sind Tochter Stefanie und Sohn Philipp Geschäftsführer. Dass die beiden, sie ist zweieinhalb Jahre älter als er, einmal ins Unternehmen einsteigen würden, stand nie außer Frage. „Wir waren als Kinder schon täglich im Betrieb“, sagt die 48 Jahre alte Stefanie Weishäupl-Ehrl. Nach der Schule haben sie in der Firma, die Mutter war für die Finanz- und



// Die zweite Generation brachte neue Ideen mit ein. Mehr Farbe zum Beispiel. Auch werden seit zehn Jahren alle Möbel von Designern entworfen, die nicht im Haus fest angestellt sind. //

Lohnbuchhaltung zuständig, ihre Hausaufgaben gemacht und am Wochenende dem Vater in der Werkstatt dabei zusehen, wie er neue Möbel und Prototypen entwickelte.

Die Tochter machte nach ihrem Schulabschluss dann zunächst eine Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau in München bei der Firma Casa Möbel und ging danach auf die Fachschule des Möbelhandels in Köln. Der Bruder studierte unter anderem Betriebswirtschaftslehre in Rosenheim. Heute kümmert er sich um die meisten Dinge, wie der 46 Jahre alte Philipp Weishäupl sagt. „Das reicht von der Produktentwicklung bis hin zum Einkauf.“

Die zweite Generation brachte neue Ideen mit ein. Mehr Farbe zum Beispiel. Auch werden seit zehn Jahren alle Möbel von Designern entworfen, die nicht im Haus fest angestellt sind. „Wir sind nicht darauf bedacht, uns große Namen einzukaufen“, sagt Philipp Weishäupl. „Es geht uns ums Produkt. Und die Zusammenarbeit muss passen.“ Zu den noch jungen Designern zählt etwa Jan Benöhr aus München, der für Weishäupl das Programm Denia entworfen hat, mit Sessel, Sofa und Tisch. Die Gestelle sind aus Aluminium und Teakholz gefertigt, die Lehnen mit hochwertigen Textilkordeln aus dunkelgrau meliertem Polyester bespannt. Auch Christian Hoisl hat sein Studio in München, arbeitet aber schon seit 2004 immer wieder mit dem Italiener Alessandro Andreucci in Carpi (Provinz Modena) zusammen. Gemeinsam haben sie für Weishäupl den klappbaren Sessel Ahoi erarbeitet, der mit einem Segeltuch bespannt zu sein scheint und an einen Regiestuhl erinnert. Der Münchner Hoisl, Jahrgang 1961, hat auch das Programm Minu entworfen, das wie ein Baukastensystem funktioniert – mit dicken Polsterelementen, die sich beliebig kombinieren lassen. Sogar ein Tagesbett mit Dach gehört zu der umfangreichen Familie.

Etablierter, auch bei den Weishäupls, ist der Designer Thomas Albrecht, der an der Werkkunstschule Kassel studierte und in der nordhessischen Stadt bis heute sein



Stehen auch gut drinnen: Den Freischwinger Sosta (oben) hat Thomas Albrecht mit seinem Studio a|2 design entworfen, Sessel Denia (links) stammt von Jan Benöhr. Zudem bietet Weishäupl Accessoires an wie diesen wetterbeständigen Korb für Kissen und Decken.

Studio a|2 design hat. Von ihm stammt der stapelbare Freischwinger Sosta, mit dem sich angenehm wippen lässt. Der leichte Rahmen wird aus gestrahltem Edelstahl geformt, bezogen ist er mit einem wetterbeständigen Batyline-Gewebe. Dazu passend hat Albrecht Tische in verschiedenen Größen entwickelt, deren Platten aus wetterfestem HPL oder Teak bestehen. Albrecht, Jahrgang 1950, hat auch schon die Programme Slope und Racket gestaltet: Beide haben Edelstahlgestelle, Slope aber ist mit einem Geflecht aus Polyester bespannt, bei Racket ist es ein Drahtgeflecht. Dazu bietet Weishäupl passende Sitzauflagen an.

Bisher hat das Unternehmen – Weishäupl hat 85 Mitarbeiter – fast jedes Jahr eine neue Kollektion oder Ergänzungen zu bestehenden Kollektionen herausgebracht, daran konnte auch die Corona-Pandemie nur wenig ändern. Es sei wichtig, dynamisch zu sein und Neuheiten zu präsentieren, ist Philipp Weishäupl überzeugt. „Wir haben zum Glück gut zu tun.“ Tatsächlich hat die Marke wie so viele Möbelproduzenten sogar eher davon profitiert, dass mehr Geld fürs Zuhause ausgegeben wurde, weil Fernreisen so lange nicht möglich waren. Schon 2020 sei ein sehr gutes Jahr für sie gewesen, sagt Philipp Weishäupl. „Und 2021 war sogar noch besser.“ Zu einem der Big Player der Branche aber wolle man dennoch nicht werden. „Das geht am Ende nur zu Lasten der Qualität“, sagt Philipp Weishäupl. „Uns ist vor allem ein gesundes, wirtschaftliches Wachstum wichtig. Aber gegen Wachstum haben wir natürlich nichts.“

Dass immer mehr Möbelproduzenten vor allem in Italien das „Leben im Freien“ auch für sich und ihr Geschäft entdecken und darum ihr Portfolio in den Außenbereich erweitern, ficht Weishäupl nicht an. „Wir bleiben Outdoor-Spezialisten“, sagt Weishäupl junior. „Unsere Möbel können allerdings auch gut drinnen stehen“, ergänzt seine Schwester. „Wir beide haben zum Beispiel den Stuhl Slope bei uns im Esszimmer stehen.“

Alles muss raus

Von Jennifer Wiebking

Lange unterschieden sie sich wie Stadt und Land: Luxusmode und Outdoor-Ausrüstung. Neuerdings ist der Funktionslook cool. Wie konnte es dazu kommen?

Lucie und Luke Meier, die Chefdesigner von Jil Sander, hatten im Interview mit unserer Sonntagszeitung vor knapp einem Jahr schon eine gute halbe Stunde über ihr Verhältnis zu praktischen Schuhen gesprochen. Es ging um ihre Zusammenarbeit mit Birkenstock für den Sommer, um Funktionalität und Draußensein, als das Paar zum Ende hin bemerkte, dass es sich mit seiner Mode künftig auch rauen klimatischen Bedingungen stellen werde. Ihr nächster Kooperationspartner heiße Arc'teryx. Manche mögen über diesen Markennamen mit Apostroph noch stolpern, entscheidend ist: Menschen, die gerne in die Berge fahren, tragen die Softshell-Jacken der kanadischen Marke oft auch in der Stadt. Soeben hat das Unternehmen ein neues Lawenairbag-System entwickelt.

Nun sind praktische Schuhe und Regenjacken nicht neu in der Luxusmode. Die ist längst nicht mehr nur zu Hause in Haute-Couture-Salons wie jenem von Coco Chanel mit prachtvoller Spiegeltreppe, über die revolutionäre Entwürfe aus dem Modehimmel einst Richtung Erde gelangten. Wenn Jil Sander selbst um ein Foto von sich gehen wird, zeigt sie noch heute mit Vorliebe eine ältere Peter-Lindbergh-Aufnahme, der Wind weht ihr ins Haar, den Kaschmirmantel hält sie geschlossen. Aber es handelt sich bei diesem Modell immer noch um einen Kaschmirmantel und zum Beispiel nicht um einen für den Gletscher tauglichen, wasserdichten Unisex-Schneeanzug mit atmungsaktiven Gore-Tex-Features wie jenen, den die heutigen Jil-Sander-Kreativdirektoren für Arc'teryx entworfen haben. Oder um thermoregulierende Jacken und Wandertiefel, die mehr sind als Luis-Trenker-Zitate, wie sie Gucci und The North Face seit vergangenem Jahr und mittlerweile schon in einer zweiten Kollektion gemeinsam lancieren. Natürlich gibt es noch von der Mode unberührte Flecken: Deuter zum Beispiel. Oder Schöffel. Aber diese Liste wird kürzer. Und die Richtung ist klar: der alpine Ausrüster Salomon und die konzeptuelle Pariser Modemarke Comme des Garçons, Jack Wolfskin und das Berliner Label GmbH. Hauptsache raus.

Seit fünf Jahren hat der Stil einen Namen, er nennt sich Gorpcore. Mit *gorp* ist in den Vereinigten Staaten Studentenfutter gemeint, das nahrhaft und praktisch ist, wenn man irgendwo zwischen Zelten im Wald und Gipfelwanderung steckt. Ästhetisch ist diese Art von Mode dort anzusiedeln, geographisch erobert sie seit einigen Jahren das urbane Umfeld. Den Trend gibt es schon länger, die Luxusmode ist noch recht neu dabei. Lange waren das nämlich, aller kernigen Designer-Cordwesten zum Trotz, zwei verschie-



So sieht sie aus, die Guccifikation und Jilsanderisierung der Natur, zum Beispiel in Zusammenarbeit mit The North Face (oben) und Arc'teryx (rechts)



dene Welten: Luxusmode sollte vor allem gut aussehen, Outdoor-Bekleidung technisch sinnvoll sein. Die Form gegen die im Zweifel lebensrettende Funktion. Mailand gegen Montafon.

Nur: Was hatte die Stadt in den härteren Pandemienmonaten schon zu bieten, wenn dort Restaurants, Bars, Hotels und Geschäfte geschlossen blieben? Stattdessen appellierten verzweifelte Bürgermeister verschneiter Dörfer auch in Deutschland an Touristen, bitte bloß nicht anzureisen. Von Stadtfucht und Glück auf dem Land war die Rede. Auf einmal gehörten Fahrräder zu raren Gütern. Viele Modefirmen vermeldeten Umsatzeinbrüche, viele Outdoorfirmen kamen blendend zurecht. Um beim Beispiel Arc'teryx zu bleiben: 15 Prozent Wachstum und 21 neue Geschäfte im Jahr 2021.

Einiges davon wird sich nicht so schnell umkehren lassen. Der Markt ist längst an der frischen Luft. Und die Mode muss sich verkaufen, sie folgt also dem Markt. Neben der wirtschaftlichen Logik hat die Performance der Luxusunternehmen aber auch eine gesellschaftliche Dimension. Geschlechtsneutrale Konzepte sind einerseits ein wichtiges Thema, andererseits zehrte die Mode jahrhundertlang vom Gegenteil, von Geschlechterstereotypen, von Bekleidung für Damen, die schmücken sollte, und Bekleidung für Herren, die viel zurückhaltender war und deshalb den Eindruck vermittelte, ihr Besitzer habe Wichtiges im Sinn. Dabei gab es sie längst in den vergangenen Jahrzehnten, geschlechtsneutrale Entwürfe, und zwar im Outdoor-Bereich. Mann und Frau im gleichen Fleece, in der ähnlich geschnittenen Wanderhose mit Reißverschlüssen. In der Schjacke sind die Geschlechter fast nicht mehr voneinander zu unterscheiden.

Das kommt jetzt nicht nur der Luxusmode mit ihren Outdoor-Teilen zupass, es bedeutet auch für ihre Klientel einen entscheidenden Vorteil. „Für Männer ist es in diesen Zeiten nicht einfach, maskulin zu wirken, ohne als Macho rüberzukommen“, sagt Marcel Beaufils, der als Wirtschaftspsychologe am Rheingold Institut Outdoor-Studien begleitet hat. „Mit dieser Bekleidung kann man sich als sensibler Naturliebhaber zeigen, der sich zugleich den Herausforderungen stellt.“ Ähnliches gilt für Frauen, die sich mit dem Funktionslook von äußerlichen Geschlechterklischees distanzieren.

Ist dieser Outdoor-Luxus also eine späte Bestätigung unseres typisch deutschen Stils? Wissen wir, die überdurchschnittlich gut ausgerüstet sind und längst die Vorteile von Softshell in der Stadt kennen, es schon lange besser, und der Rest der Welt folgt jetzt unseren Bekleidungs-vorlieben? Marcel Beaufils spricht von der historisch „stark romantisierten Liebesbeziehung“ der Deutschen zur Natur. „Wir saugen sie auf, betten uns darin.“ Andere Nationen hätten noch heute eine grundsätzlich andere Beziehung dazu. „In Großbritannien zum Beispiel geht man raus, und es geht um den Kampf mit der Natur. Es regnet, es windet, das Wetter wechselt ständig.“ Die Chinesen wiederum hätten ein eher geringes Bedürfnis nach völligem Ausbruch aus dem Alltag.

Einen gemeinsamen Nenner gibt es aber. „Wir nennen das Heldenreise“, sagt Beaufils. „Man will raus, etwas Neues sehen. Dann muss man körperliche und psychische Anstrengungen in Kauf nehmen, aber man kommt gestärkt zurück.“ Früher blieb es bei dieser Heldenreise, man nahm vielleicht die Kamera mit, machte ein paar Fotos fürs Album oder maximal den Diabend mit Freunden. Fertig. Ästhetische Ansprüche waren geradezu grotesk.

Heute hingegen will der Held auch berichten, von sich vor dieser Wahnsinnskulisse, auf Instagram und TikTok, im Whatsapp-Chat. Also muss er entsprechend aussehen. Die Jilsanderisierung und Guccifikation der Natur hat begonnen. ◀

Gelände wagen

Von Lukas Weber

Bis der Mut Grenzen setzt: Sich mit dem Auto durch Schlamm und Dreck zu wühlen, ist eine besondere Erfahrung. Wir zeigen, was man dazu braucht.



Ältere Autos werden gerne mal beklebt. An diesem hier prangt der Schriftzug: „You can go fast, I can go anywhere“. Da hat der Landrover Defender recht, so gut wie jedes moderne Auto ist schneller. Mit dem zweiten Teil hapert es ein bisschen: Vor ein paar Wochen, als es kräftig geschneit hatte, musste ein Landrover ausweichen und steckte kurz vor dem Kippen im Graben fest. Ein zweiter mit Seilwinde vorne hat ihn herausgeholt, er war schon den ganzen Tag in dieser Sache unterwegs. Dem Bedürftigen wurde geholfen, dem jungen Winden-Besitzer hat das sichtlich Spaß gemacht.

Vergnügen im Dreck? Jawohl. Das Fahren im klassischen Geländewagen ist die pure Freude, aber nur dort, wo die Straße endet. Auf Asphalt hoppelt oder schwankt er dahin. Das ist die schlechte Nachricht: Wer nicht Landwirt, Förster oder Fernreisender ist, dem mangelt es an Gelegenheit, die Talente seines Gefährts zu erproben, weil in zivilisierten Gegenden niemand einfach so querfeldein fahren darf.

Vielen reicht vielleicht das Gefühl, dass sie könnten, wenn sie wollten. Doch wozu gibt es Kurse und Offroad-Parks? Dort geht es langsam voran, Gelände ist nichts für Raser. Die von der Physik gesetzten Grenzen lassen sich ausloten, aber nicht überwinden, sie liegen aber für Normalfahrer weit jenseits dessen, was der Mut zulässt. Extreme Steigungen? Kein Problem. Vor der Haube türmt sich fast senkrecht eine Wand auf? Rein die Untersetzung und rauf aufs Gas, die Fuhre schnüffelt voran und hebt sich unaufhaltsam empor, dass es die Insassen in die Sitze presst. Solange die Reifen greifen, erklimmt ein rechter Geländewagen Steigungen, die Fußgänger auf allen Vieren nehmen.

Oben wird die Wand zum Himmel, an der Kuppe führt der Vortrieb ins Nichts. Das braucht gute Nerven und die Kenntnis darüber, wie es anschließend bergab weitergeht. Wieder so gut wie senkrecht und so langsam wie möglich, also im Ersten mit Standgas. Krabbeln über Steine, Wühlen durch den Schlamm – was die Räder machen, bestimmt der rechte Fuß und fühlt der Allerwerteste, ein innigeres Zusammenspiel geht nicht. Ausnahmen gibt es, auf einer Sandpiste in Oman etwa war Tempo angesagt. Nicht schneller als 120, hatte der Instruktor gesagt, sonst springen die schlapp aufgepumpten Reifen von den Felgen. Daran hält sich der Vorsichtige, bis ein Wrangler vorbeiegefliegen kommt; der war mit mindestens 160 Kilometern pro Stunde unterwegs.

Womit wir beim Material wären. Zum Talent im Gelände braucht es nicht viel, das Vertrackte daran ist, dass die Anforderungen denen der Straße zuwiderlaufen, es müssen also Kompromisse gemacht werden. Kompromisslos sind Arbeitsgeräte wie der Unimog oder der Pinzgauer, die dank Portalachsen – sie liegen mittels zusätzlicher Zahnräder über der Radmitte – hochbeinig daherkommen. Bodenfreiheit kann man nie zu viel haben. Eine Zeitlang gab es von Mercedes ein ebenso geliftetes G-Modell, mit dem konnte man schadlos einen Bierkasten überfahren. Für flotte Kurvenhutz taugt der hohe Schwerpunkt freilich nicht. Die zweite Zutat sind kurze Überhänge vorn und hinten, damit die Fuhre nicht aufsetzt. Das lässt sich mit entsprechendem Radstand erreichen, allerdings hängt dann der Bauch leichter an der Kuppe fest. Das ist der Grund, warum die kurzen Ausführungen im Gelände weiter kommen als die langen.

Zum Antrieb lässt sich sagen: Das Drehmoment entscheidet. Gemeint ist das an den Rädern, zusammengezählt wird im Getriebe. Deshalb die Geländereduktion, sie halbiert grob gerechnet die Geschwindigkeit und verdoppelt die Kraft. Hilfreich kann auch der Wandler einer Automatik sein, er verhindert zugleich, dass der Motor abgewürgt wird. Andererseits stört er die direkte Verbindung zwischen Gasfuß und Untergrund. Der Elektromotor, nebenbei bemerkt, hat viel Drehmoment und spricht direkt an.

Moderne Geländewagen wie der jüngste Landrover Defender verzichten auf Starrachsen und machen vieles mit Elektronik. Es gibt Programme, die das Auto bergab einbremsen und den zulässigen Schlupf der Räder regeln. Das haben heute sogar weichgespülte SUV, auf deren Besitzer der Fahrer von Hardcore-Geländewagen mit einem milden Lächeln schaut, wenn sie vom Überwinden eines grasbewachsenen Erdhügels schwärmen.

Echte Sperren für die Achsdifferentiale ersetzt die Elektronik nicht. Aber so etwas hat noch nicht einmal der alte Landrover Defender, sonst wäre er mit etwas Glück von alleine aus dem Graben gekommen, ein Rad hing in der Luft und drehte hilflos durch, am anderen kann dann keine Kraft mehr an. Der Jeep Wrangler Rubicon und der Mercedes G haben sogar eine hinten und vorn. Wenn es damit nicht mehr voran geht, wird es an den Reifen liegen.

Ist der Spaß im Gelände politisch korrekt? Nicht direkt. Wer in einer Thermoskanne wohnt und nie in Urlaub fährt, werfe den ersten Stein. Nur kann der gar nicht so groß sein, dass er einen Geländewagen aufhält.

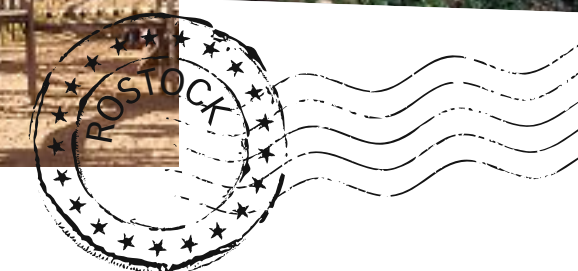
Hart im Nehmen: Der neue Ford Bronco (oben), der neu aufgelegte Landrover Defender (unten links) und der nicht ganz so extreme Jeep Grand Cherokee

Photos: Unternehmen

Wer Kinder hat, kommt um einen Besuch des gigantischen Spielplatzes am Gerberbruch nicht vorbei. Wer keine Kinder hat, auch nicht. Denn nebenan gibt es ja „Cado's“, die kleine, feine Crêperie, die auch köstliche pikante Galettes anbietet, und Cidre, für gestresste Eltern.



Beim Thema Tiergärten kann man zwiespalten sein. Wer sie skeptisch sieht, den kann der Zoo Rostock milde stimmen. Er wurde 2015 wegen seiner gepflegten und weitläufigen Gehege, der Bildungsangebote und der großzügigen Botanik zum besten Zoo Europas gewählt. Dort haben nicht nur junge Besucher ihre Freude.



Grüße aus Rostock

Von Julia Stelzner

In der Stadt im Norden fühlen sich selbst die Flamingos wohl.

Kein Mülleimer, kein Laternenpfahl, keine Ampel ohne Hansa-Sticker. In Rostock ist die Fußballliebe allgegenwärtig. Und sie wird auch gelebt: Als dem Verein zu Beginn der Corona-Pandemie durch die ausgesetzten Spiele ein Schaden in Millionenhöhe drohte, kauften die Anhänger kurzerhand den Fanshop leer.



An einem Strandtag in Warnemünde sieht man immer wieder die Fähren nach Schweden, Dänemark und Litauen abfahren. Das Kreuzfahrtschiff von Aida hat ebenfalls seinen Heimathafen in Rostock. Für die Stadt sind die Reedereien seit Jahrhunderten ein wichtiger Industriezweig, an dem Tausende Arbeitsplätze hängen.



Sicher kann man regenfeste Kleidung anziehen und an Schlechtwettertagen am Meer spazieren gehen. Man kann aber auch, sofern man ein Zimmer im Hotel Radisson Blu gebucht hat, einfach in der finnischen Sauna den Schiffen im Stadthafen zuschauen.



„Pesto Peter“ ist der richtige Ort, wenn man Biergarten-Flair im Norden sucht. Der beliebte Kiosk am Rosengarten verkauft neben Nudeln mit Kräutermarinade gute Burger (auch vegetarisch), Salat und Gebäck. Nicht nur zu Corona-Zeiten eine sichere Bank.



Den Strand von Warnemünde erreicht man vom Zentrum der Stadt aus mit der Tram. Eine halbe Stunde Autofahrt entfernt und weniger gut besucht ist der lange Strandabschnitt der Markgrafenheide. Hier sind vor allem Surfer und Spaziergänger mit Hunden unterwegs. Snacks muss man sich selbst mitbringen.

Schaut man, am Tresen der Snack-Bar „Galeto“ sitzend, hinaus auf das Treiben an und auf der Avenida da República, werden die Zeilen von Armindo Rodrigues lebendig: „Alegre ou triste/uma cidade como esta/é sempre para olhos uma festa“ (Glücklich oder traurig/eine Stadt wie diese/ist immer ein Fest für die Augen). Wie kann man Lissabon als traurig-fröhliche Stadt am besten verstehen? Vielleicht mit Hilfe von Victor Palla. Der Künstler, vor 100 Jahren, am 13. März 1922, geboren, hat in dem mit dem Designer Costa Martins 1959 entstandenen Buch „Lisboa, cidade triste e alegre“ mit Aufnahmen aus den Fünfzigerjahren das Lebensgefühl in der portugiesischen Hauptstadt sichtbar gemacht – und fast körperlich spürbar.

Die spontanen Aufnahmen von Straßen, Situationen und Menschen kennzeichnete ein damals „moderner“ Schnappschuss-Stil: aus der Hand heraus, ohne jede Vorbereitung, so hat Palla fotografiert. Für den amerikanischen Fotografen Peter Fink, der zur selben Zeit auf der iberischen Halbinsel arbeitete, war Palla ein Vorbild. Er schrieb in einem Artikel für die „Dallas Morning News“ im Mai 1956: „Glücklicherweise ist hier wenig, um Touristen anzuziehen, deshalb kann man einen echten Unterschied erkennen zu Amerika.“ Das klingt herablassend, doch Fink bewunderte Portugal für seine Geschichte, seine Menschen und deren Handwerk.

Palla war wie Fink ein Chronist in Sachen Schönheit, wie das Buch „Lisboa, cidade triste e alegre“ zeigt. Die Schwarz-Weiß-Fotografien

strahlen respektvolle Empathie für die aufgenommenen Menschen aus, in einer geradezu poetischen Bildsprache. Noch heute kann man in dem Band große Teile des aktuellen Lissabons wiedererkennen. Das gehört zur Faszination, die von Palla und seinen Bildern ausgeht.

Die Last harter Arbeit, nicht nur am Hafen, die nächtlichen Lichter der Großstadt, das Leben der Frauen, reich oder arm, dazwischen immer wieder Aufnahmen von Kindern, vertieft ins Spiel, neugierig aus dem Fenster schauend, begeistert auf dem Rummelplatz. Die junge Generation schien für Palla Ausdruck von Hoffnung und Lebensfreude zu sein, zu einer Zeit, in der die Salazar-Diktatur schon etwa drei Jahrzehnte andauerte. Den Alten, mit zerfurchten Gesichtern, begegnet er mit Würde, Liebespaare werfen sich mal glückselige, mal fragende Blicke zu. Und immer lohnt es sich, die Details der Bilder in den Blick zu nehmen: einen Schirm im Arm einer jungen Frau, eine Hausfassade mit Wäscheleinen, aus einem Versteck lugende Katzenaugen, ein noch nicht abgeräumter Tisch im Café, ein auf dem Kopf getragener Lastenkorb, der von einer Frau etwas gelüftete Vorhang zu ihrem Haus. Die Themen sind Einsamkeit und Gemeinschaft, Nachdenklichkeit, Zuversicht und Verzweiflung.

Zitate von 20 Autoren, neben Armindo Rodrigues auch Mário de Sá-Carneiro, Fernando Pessoa und Álvaro de Campos, bringen Farbe in den Band. Unter einer Aufnahme von drei Jungs, die furchtlos und mutig, gleichsam an die Zukunft glaubend, in die Kamera blicken, stehen Zeilen

von Sidónio Muralha: „Meninos de olhos adultos / Fundos como dois segredos“ (Jungen mit Erwachsenenaugen / Tief wie zwei Geheimnisse).

Studien der Architektur und der schönen Künste in Porto und Lissabon hatten Palla früh seinen breiten Aktionsraum eröffnet. Zwischen 1946 und 1973 betrieb er ein Architekturbüro. Aus der Partnerschaft mit Joaquim Bento d'Almeida resultiert eine beeindruckende Zahl von Arbeiten, darunter sind auch die ersten Snack-Bars in Lissabon, wie das „Galeto“. Einfamilienhäuser, Büro- und Wohngebäude, Industrieanlagen und öffentliche Gebäude wie die Escola Primária do Vale Escuro in Lissabon gehen ebenfalls auf das Architektenduo zurück, das sich stilistisch zwischen Bauhaus, Brutalismus und Azulejos, den Bildern aus bemalten Keramikfliesen, bewegte; 2017 wurde es in einer umfangreichen Ausstellung im Centro Cultural de Belém gewürdigt.

Palla arbeitete nicht nur als Architekt, er experimentierte auch in vielen anderen Künsten. In der Literatur zum Beispiel. Mit seinem ein Jahr jüngeren Bruder, dem Schriftsteller José Palla e Carmo, auch als José Sesinando bekannt, übersetzte er Werke von H.G. Wells und Somerset Maugham. In den Fünfzigerjahren aber, so ist es überliefert, verbrachte er mehr Zeit mit der Fotografie als mit jedem anderen Thema. Mit Costa Martins machte er sich nach Studium und längerer Berufstätigkeit daran, die Stadt – besonders die Stadtteile Bairro Alto und Alfama – methodisch zu erkunden, Orte und Menschen einzufangen.

Zwischen 1956 und 1958 hörten die beiden nahezu auf, in ihren eigentlichen Berufen zu arbeiten, wanderten Tag und Nacht durch die Stadt, fotografierten, aßen, tranken, sprachen mit Menschen auf den Straßen. Nach Hause gingen sie nur, um Negative zu entwickeln und zu vergrößern. So wurden sie Pioniere der zeitgenössischen Fotografie ihres Landes. Eine Auswahl von 200 Fotografien unter den 6000 Bildern, die bei den Wanderungen durch Lissabon entstanden, ging 1958 in eine Ausstellung ein. Darauf folgte im Jahr danach das Buch „Lisboa, cidade triste e alegre“, das heute als Reprint online zu kaufen ist.

Für die Autoren war das Werk „das Porträt des menschlichen und lebendigen Lissabons durch seine Bewohner, bei Tag, bei Nacht, in ihren Vierteln, in der Baixa, am Tejo, eine manchmal glückliche, manchmal traurige Offenbarung, immer gefühlt vom Leben einer Stadt. Vielleicht wäre es deshalb angebrachter, es ein ‚grafisches Gedicht‘ zu nennen.“ Ein Gedicht im Übrigen, für das man nicht unbedingt Portugiesisch können muss. Nach der wirtschaftlich erfolglosen Erstausgabe geriet das aufwendig produzierte Buch in Vergessenheit. Erst im 21. Jahrhundert erfuhr es die verdiente weltweite Anerkennung, zumindest in Fachkreisen.

Das Lissabon-Buch mit Costa Martins war nur ein Projekt unter vielen. Porträts und Versuche mit Figuren, Form, Licht ergeben eine bemerkenswerte Sammlung unwiederholbarer Aufnahmen. Die Calouste-Gulbenkian-Stiftung hat das mitunter rastlos wirkende Schaffen Pallas

schon 1992, zu seinem 70. Geburtstag, präsentiert. Von der Grafik bis zur Malerei, von der Architektur bis zur Fotografie – das sprunghafte wie auch ehrliche Interesse trieb ihn zu allen möglichen Herausforderungen. Für kurze Zeit wurde Palla überdies Galerist und Keramiker. Seine Malerei und seine Fotoarbeiten sind in einigen der wichtigsten Sammlungen Portugals vertreten.

Victor Palla, der am 28. April 2006 starb, war Architekt, Fotograf, Grafikdesigner, Maler, Lektor, Übersetzer, Autor. Die Kunsthistorikerin Ligia Afonso schrieb über ihn: „Victor Palla, Protagonist einer der wichtigsten und vielseitigsten Reisen des portugiesischen 20. Jahrhunderts, verschwand (...), ohne dass die Dimension seines globalen Werks wirklich verstanden wurde.“ Er habe die verschiedenen Medien sukzessive neu erfunden und neu interpretiert, mit experimentellem Verlangen.

Nachvollziehen kann man das etwa in der Snack-Bar „Galeto“. Die kurvige, umlaufende Theke, an der die Gäste nebeneinander und gegenüber sitzen, dürfte in Lissabon einzigartig sein. Die Farben der Decken und Wände erinnern an Pop-Art, andere Formen an die Romantik. Von frühen Vögeln am Morgen bis zu Nachtschwärmern – für alle ist das „Galeto“ seit bald 60 Jahren geöffnet. Die Idee der Snack-Bar als Ort gleichermaßen für Konsum und Kommunikation, für Genuss und Gesellschaft, wurde schnell populär.

Der rasche Erfolg des „Galeto“ spiegelte damals die Entwicklung der Stadt. Sie wurde moderner, man experimentierte mit neuen

Formen der Gestaltung von Räumen, Gebäuden und öffentlichem Raum. Joaquim Bento d'Almeida und Victor Palla waren die Architekten, die diesen und ähnliche Räume entwarfen und so das Konzept der Snack-Bar in Lissabon einführten. Nicht alle von ihnen sind aber in der ursprünglichen Form erhalten.

Das ungewöhnliche Design der Theken des „Galeto“, das einer Art Labyrinth gleicht, hat seine ganz eigene Wirkung. Man sitzt dort womöglich einem anderem Gast gegenüber, was eine spezielle Atmosphäre des Alleinseins mit anderen kreiert. Oder man fühlt sich als Darsteller auf einer Bühne, dem alle anderen zusehen können. Oder man empfindet sich als Zuschauer des Spiels der anderen. Jedenfalls entsteht ein Gefühl, das sich in klassischen Lokalen mit Tischen in Reih und Glied so nie einstellt. Wer das sucht, also fremden Blicken lieber ausweichen will, der immerhin wird im Saal im Untergeschoss des „Galeto“ fündig.

Im „Galeto“ kann man immer noch – Tag und Nacht – auf hohen Hockern sitzend Stunden damit verbringen, seinen Gedanken oder Träumen nachzuhängen, verbunden womöglich mit einigen nicht ganz so produktiven Getränken dazu. Es ist ein unverändert moderner Ort, die Gestaltung wirkt wie aus einem Einkaufszentrum dieser Tage. Ein Ort, der effizient und zweckmäßig ist, der einem aber Zeit gibt, ohne Druck und ohne Ziel zu sinnieren. „Lisboa, cidade triste e alegre“: In dieser Snack-Bar ist sie zu finden – die leuchtende Erinnerung an Victor Palla und sein Werk. ◀

// Auf der Suche nach Freiheit und menschlicher Verbindung: Die übersehenen Kleinigkeiten des Alltags in Lissabon spielen hier die Hauptrolle. //

Cidade triste e alegre Von Jörg Hahn

Vor 100 Jahren wurde der portugiesische Architekt und Fotograf Victor Palla geboren. Eine Spurensuche in Lissabon.



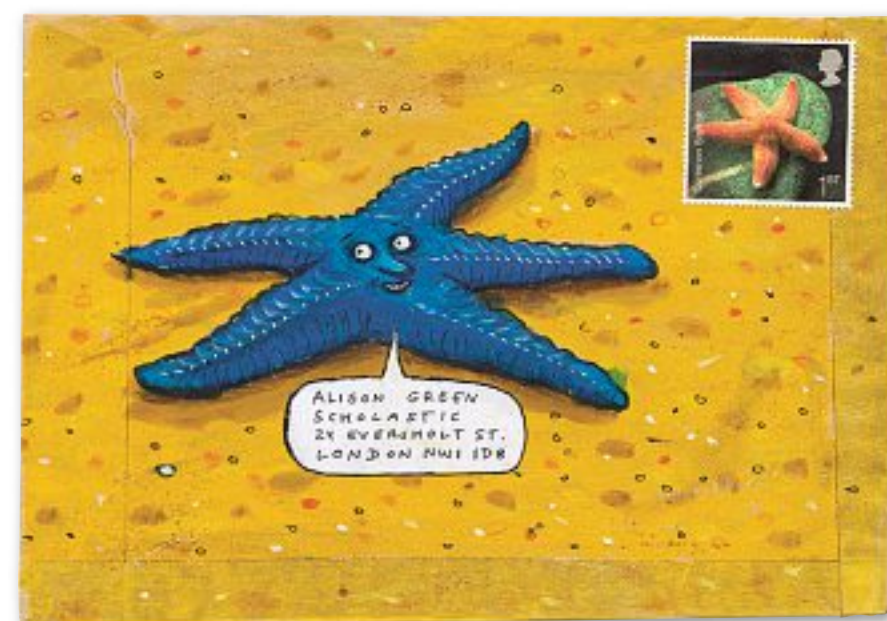
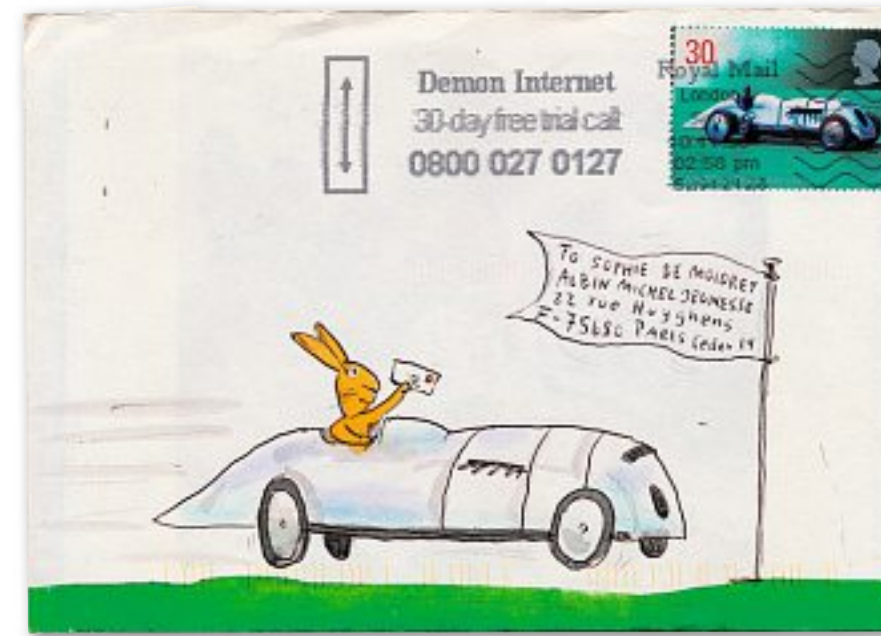
Am Abgrund des Lebens kann die Aussicht am schönsten sein: „Die Fotografien sind so weit wie möglich von dem entfernt, was man unter Salonfotografie versteht“ – so hat Victor Palla seinen Anspruch an das Buch formuliert.



Grüße aus London

Von Tilman Spreckelsen

Der Illustrator Axel Scheffler versieht seine Briefe oft mit wunderbaren Zeichnungen. Glücklicherweise, wer sich zu den Adressaten zählen kann. Nun werden die Umschläge in Frankfurt und Leipzig ausgestellt.



Brief mit Ansage: Axel Scheffler denkt sich für jeden Umschlag etwas Besonderes aus.

Wer Post von Axel Scheffler bekommt, steht bisweilen vor einer Herausforderung. Und das noch bevor er sich dem Inhalt zuwenden kann. Denn einen vom Absender derart verzierten Umschlag wird man anders öffnen als gewöhnliche Briefe. Man wird jedenfalls nicht die Finger wie sonst irgendwo zwischen Lasche und Umschlag vergraben und beherzt aufreißen – die Gefahr, das Bild auf der Vorderseite zu beschädigen, ist mit dieser Methode groß. Wer einigermaßen geschickt ist, greift vielleicht zum Brieföffner, aber mit etwas Pech kann auf diese Weise eine gefaltete Beigabe zum Brief, zum Beispiel ein Zeitungsausschnitt, in der Mitte durchgeschnitten werden. Was bleibt da noch? Die Lasche vorsichtig an der Klebestelle lösen? Aber auch sie kann leicht einreißen und so die Absender-Adresse beschädigen. Inzwischen habe ich nach einigem Probieren einen doch recht zerstörungssamen Weg gefunden, der zumindest bei Umschlägen wirkt, die nicht ganz bis an den linken oder rechten Rand ausgemalt sind: Durch vorsichtiges Schütteln wird der Inhalt ganz auf die eine Schmalseite bewegt; auf der anderen Seite schneide ich mit der Schere einen äußerst dünnen

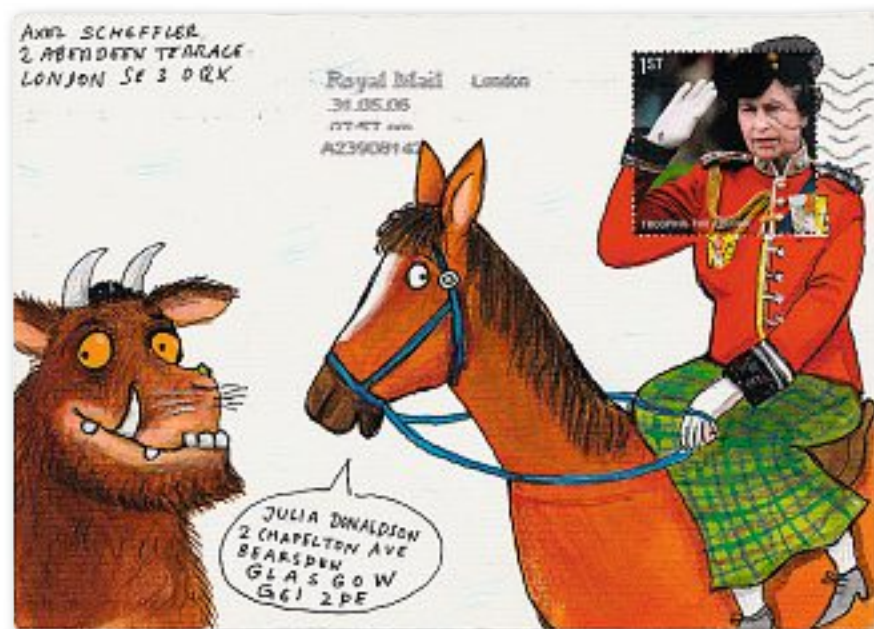
Streifen ab. Der Umschlag ist offen, der Brief kann gelesen werden. Aber was sind das für Umschläge?

Die beiden Ausstellungen, die diesem besonderen Bereich von Axel Schefflers künstlerischem Werk in Leipzig und Frankfurt gewidmet sind, zeigen eine große Variationsfreude: Manche Umschläge sind vollständig bemalt, manche mit freigestellten Figuren, in wenigen gedeckten Farben oder leuchtend bunt. Die Szenarien wechseln die Hemisphären und die Epochen, und einzelnen Adressaten sind bestimmte Motivgruppen zugeordnet: Eine Korrespondentin empfängt Skelett um Skelett, oft die Motive der jeweiligen Briefmarken in dieser Weise variierend, eine andere Schnabeltiere in wiederholungsfreier Fülle, die als Boten der „Platipost“ (nach dem englischen Wort „Platypus“ für das Schnabeltier) fungieren und auch schon mal hemmungslos das „Platipostgeheimnis“ missachten, indem sie fröhlich eine Zustellertasche durchwühlen. Ein eigener Stempel „Platipost“ zielt diese Briefe, und weil sich das aus sehr frühen Jahren der Korrespondenz bis in die Gegenwart hinzieht, trägt auf einem der letzten Umschläge ein großes, mattes Schnabeltier eine naturgemäß recht gedehnte, medizinische Maske im Gesicht.

Das Schnabeltier ist nicht das einzige Umschlagmotiv, das auf Corona reagiert, auch andere – vom agilen Osterhasen über ein tanzendes Menschenpaar bis zum matt hingeknickten Eichhörnchen – verhüllen in Corona-Furcht ihr Gesicht. Im Dezember 2020 trägt auch der Weihnachtsmann eine Maske. Was sie unverdeckt lässt, deutet auf ein recht zorniges Wesen hin, dessen ganzer Körper angespannt wirkt und dessen Augen selbst für die Handschrift dieses Künstlers ungewöhnlich hervorstechen, als könnte der auf dem Briefumschlag Gemalte nicht verstehen, was sich da gerade um ihn herum an Unvermögen und Hilflosigkeit im Umgang mit der Pandemie offenbart, und vor allem: als könne er es nicht gutheißen. Denn so wie die Umschläge auf die Adressaten abgestimmt sind, auf das Bild, das sich der Künstler von seinem Korrespondenten und dessen Vorlieben und Interessen macht, so reagieren sie auch auf die Welt, in der sich der Briefwechsel abspielt. Und kommentieren etwa die Zeit der Brexit-Entscheidung und die folgenden Monate mit Bildern der Trauer und auch der Wut.

Dass Axel Scheffler die Regeln einer gepflegten Korrespondenz schon früh gelernt hat, zeigt sein glücklich erhaltenes Heimatkundeheft mit Notizen etwa zum ordentlichen Gestalten der Adressen von Absender und Empfänger. Was davon nach einigen Jahrzehnten eifriger Korrespondenz übriggeblieben ist, zeigen dagegen die ausgestellten Umschläge. Da hält ein bärtiger Nix eine Art Banner, das zweimal um seinen Leib gewickelt ist, auf dem die Adresse steht. Ein Drache speit einen Feuerstrahl mit der Anschrift, ein anderer hält ein Blatt im geschlossenen Maul, ein Vogel macht es ihm nach, eine Robbe balanciert einen Ball, das Rund eines Schneckenhauses dient als Unterlage für die Adresse. Und die Anschrift einer Freundin wird von einem finster blickenden Mann mit Schlittschuhkufen in das Eis geritzt, dem eine besorgte junge Dame folgt, wie um die flüchtige Adresse in sich aufzunehmen, damit der Brief auch ankommen kann.

Auch von dem gelerntem Aufbau, der eine Trennung zwischen Schriftteil und Briefmarke vorsieht, bleibt da nicht übermäßig viel. Manche Marken stehen zwar tatsächlich ganz unabhängig auf dem Umschlag, andere sind dagegen aufs Schönste in das gemalte Bild integriert, mehr noch, sie scheinen der Keim für die Gestaltung, für die Wahl des Motivs zu sein. Werden Köpfe auf den Marken gezeigt, bekommen sie von Axel Scheffler gern einen bisweilen überraschenden Körper. Und wenn eine Marke an die 1915 vom südpolaren Eis eingeschlossene „Endurance“ erinnert, Ernest Shackletons legendäres Schiff, dann wird die Eislandschaft auf dem Umschlag großartig und nahtlos weitergeführt, aus der Ferne



staunende Pinguine inklusive. Manchmal führt eine solche Ausweitung aber in eine zur Kenntlichkeit gebrachte, naturgemäß düstere Welt, wenn aus einer Dinosaurierkopf-Marke ein Umschlagbild entsteht, das zwei irre lachende Dinosaurier zieren, während im Hintergrund ihr Lebensraum in einem Vulkanausbruch untergeht.

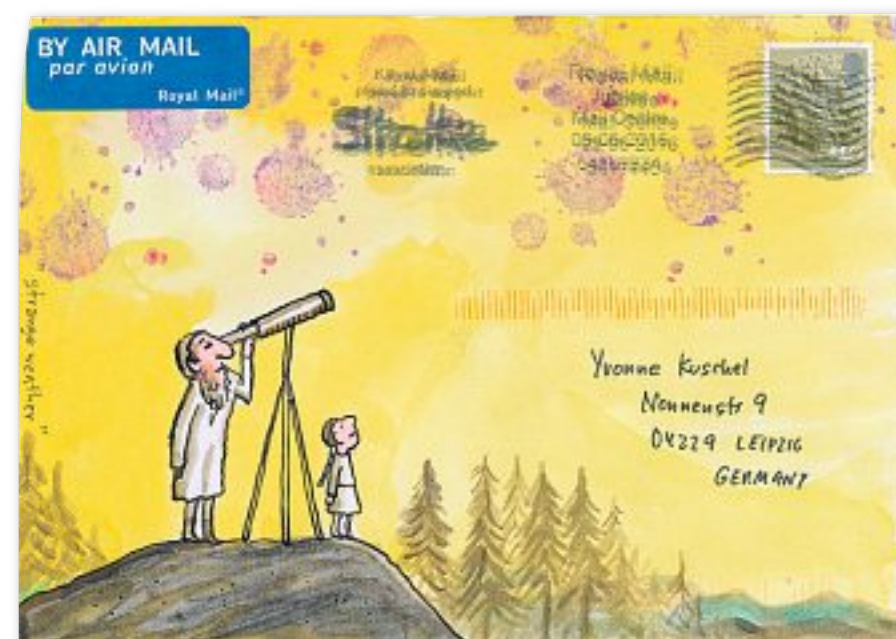
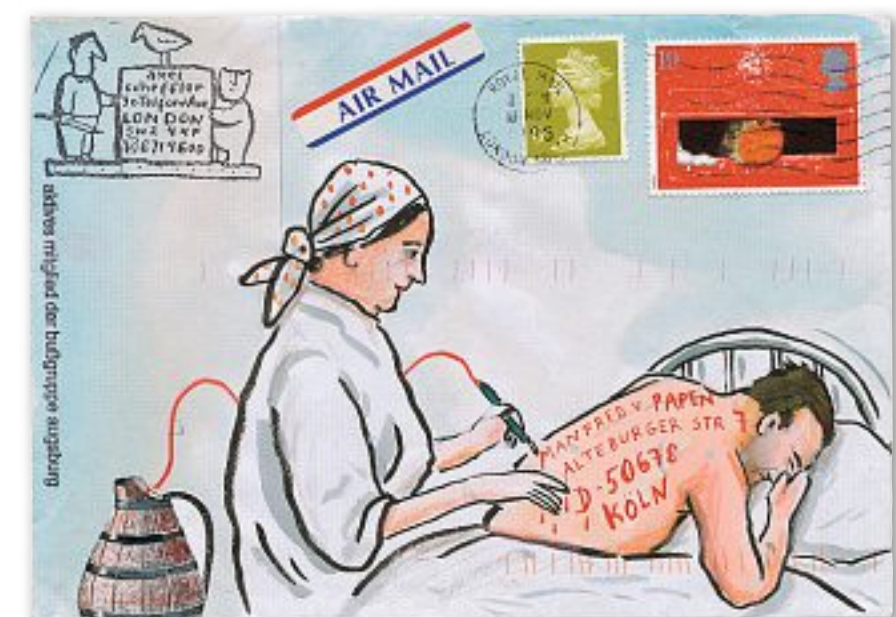
Und schließlich der Absender. Er erscheint in der Regel als gestalteter Stempelabdruck, der mit den Jahren wechselt: Einst war die Adresse von Eichhörnchen umgeben, davor hielt der Künstler selbst die Tafel mit der Adresse, unterstützt von einem Bären, inzwischen birgt eine auf dem Ararat gestrandete Arche die Anschrift. Das bleibt selten ohne Zusätze, wenn sich etwa gefräßige Wölfe der Arche nähern, kolorierte gestiefelte Kater über den Umschlag laufen oder sich Pinguine eng zusammendrücken.

Viel fröhliche Willkür also, zudem ersichtliche Freude daran, so kann man vermuten, einmal nicht für die Bedürfnisse eines Millionenpublikums zu arbeiten, sondern jeweils für die Augen eines einzigen Adressaten, der Anspielungen versteht, die an einen bestimmten Moment und eine Person gebunden sind. Wer, wenn nicht dieser Adressat, kann schon wissen, warum ein Umschlag ausgerechnet die Begegnung von Frankens Monster mit einem Kind zeigt oder Alice im Wunderland? Wer, der nicht befugt ist, den Brief zu öffnen, versteht die in Grüntönen kolorierte Zeichnung mit den nackten Frauen, die durch einen Bottich waten? Denn dazu müsste er den im Brief beigelegten Zeitungsausschnitt lesen, der von einer neuen Theorie zur Entschlüsselung des ominösen Voynich-Manuskripts erzählt und eine Abbildung enthält, die der auf dem Umschlag ähnelt. So sind viele dieser Briefe äußerliche Vorbote ihres Inhalts. Zugleich aber sind sie, indem sie auf die ganz eigenen Interessen des Empfängers reagieren – Zeitungsausschnitte zum Voynich-Manuskript schickt man nun mal nicht blind in der Welt umher –, ein Signal für den Adressaten: Du bist gemeint.

Der Umschlag als Echo früherer Gespräche und als ihre Fortführung: eine schöne Form der Höflichkeit, die sich mit Briefen ausdrücken lässt und die hier auch ausgedrückt wird. Dabei geht es nicht nur um den Adressaten. Wie als Kommentar zum eigenen Schaffen sind mitunter auch Gestalten aus Axel Schefflers Büchern abgebildet – ein skeptischer Affe schaut seinen Nachwuchs an, der Gröffello und die Maus fahren Ski, der noch (oder schon wieder) schicke Riese Rick beugt sich zum Briefkasten hinunter, um Post einzuwerfen, und der gestrandete Wal bekommt Besuch von der Königin, die allerdings – da ihre Mimik durch die integrierte Briefmarke vorgegeben ist – breit lächelt, was der Situation ganz unangemessen ist und eine eigene grimmige Komik hervorbringt.

Ein solcher Bestand, auf so viele unterschiedliche Adressaten in mehreren Ländern verstreut, ist auch ein Nachweis für die Ehrlichkeit der jeweiligen Briefzusteller. Die freilich Organisationen dienen, die beim Durchsetzen ihrer Regeln auch unerbittlich sein können. Einmal erreichte mich ein verschlossener Brief in einem zweiten Umschlag, dazu eine Karte: „Wer weiß was in diesem Umschlag steckt – ich nicht mehr – falsche Hausnummer, also zurecht zurück.“ Ein anderes Mal stand in einem Brief: „Außerdem kam gerade meine Weihnachts-/Neujahrkarte an Euch zurück – nicht etwa weil, wie behauptet, Porto nicht ausreichend war, sondern weil Sortiermaschinen natürlich eine Briefmarke nicht finden, wenn sie mal woanders klebt, als geplant.“ Wo immer die Marke klebte: Ich bin dankbar für die Briefe, die trotzdem bei mir angekommen sind. Mit dem sicheren Bewusstsein, aus der Ferne Londons durch jeden von ihnen beschenkt zu sein. ◀

Ausstellungen: „Von Monstern, Mäusen und Menschen – Axel Schefflers fantastische Briefbilder“: Museum für Kommunikation, Frankfurt, 12. März bis 24. Juli; „Verbriefte Freundschaft – Axel Schefflers fantastische Briefbilder“: Deutsches Buch- und Schriftmuseum, Leipzig, 16. März bis 25. September.



Zum Reinbeißen

Von Claus Eckert (Text und Fotos)

Nicht nur Filetstücke können ein kulinarischer Genuss sein – sondern auch Innereien. Bestes Beispiel: die Rinderzunge.



Besser mit Bandnudeln: Richtig angerichtet ist die Rinderzunge ein Hingucker.

Zugegeben, aus ökologischer Sicht gibt es unbedenklichere Ernährungsweisen als den Verzehr von Tieren. Aber wenn man schon eine Schwäche für Fleisch hat, sollte man auch die Bereitschaft haben, nicht nur die vermeintlichen Filetstücke zu verzehren. Auch Innereien sind von hohem Wert und bereiten kulinarischen Genuss. Dazu gehört auch die Zunge, die von allen Innereien sicher am meisten Tageslicht sieht. Sie zeichnet sich durch ein ganz feines, aromatisches und zartes Fleisch aus. Sie ist frei von Sehnen, fettarm und dazu preiswert.

Besorgen Sie sich bei Ihrem Metzger eine ganze Rinderzunge, je nach Größe des Tiers wiegt sie gut 1500 Gramm und reicht somit für eine Mahlzeit für vier bis sechs Personen. Auch viele Fleischabteilungen türkischer Märkte oder orientalische Metzgereien sind gute Bezugsquellen.

Waschen Sie die Zunge gründlich ab und legen Sie sie in einen ausreichend großen Topf. Geben Sie das grob zerschnittene Suppengemüse und die Gewürze hinzu (siehe Zutatenliste) und füllen Sie mit kaltem Wasser auf, die Zunge sollte bedeckt sein. Gesalzen wird später. Erhitzen Sie das Ganze bis zum Kochen und lassen Sie es drei Stunden bei schwacher Hitze und geschlossenem Deckel „simmern“, also nahe dem Siedepunkt „ziehen“. Gegebenenfalls Flüssigkeit ergänzen. Die Zunge ist gar, wenn die Spitze sich mit einer Nadel leicht einstechen und herausziehen lässt. Nehmen sie die Zunge heraus und lassen Sie die Brühe weiter einkochen, sie bildet den Fond

für die helle Sauce. Schrecken Sie das Fleisch mit kaltem Wasser ab und schneiden Sie dann die durch das Kochen weiß gewordene Haut ein und ziehen Sie diese vorsichtig ab. Schneiden Sie den unteren Teil ab, an dem sie aus dem Schlund entfernt wurde. Beiseite stellen. Aus dem nicht so dekorativen Teil lassen sich noch Fleischstücke für ein Ragout, einen Salat oder zur Wurstherstellung herauschneiden.

Schwitzten Sie eine feingewürfelte Schalotte in 50 Gramm Butter an und streuen Sie gleichmäßig zwei Esslöffel Mehl darüber. Verrühren Sie es gleichmäßig, ohne dass es Farbe annimmt. Löschen Sie die Mehlschwitze mit einem guten Schuss Wein oder Wermut ab. Rühren Sie sie nun mit einem Schneebesen, es sollen sich keine Klümpchen bilden. Nach und nach die reduzierte Kochbrühe (insgesamt etwa ein Liter) zugießen (vorher Gemüse heraussieben) und unter ständigem Rühren eine glatte helle Sauce herstellen und weiter köcheln lassen. Etwa 150 Milliliter Sahne dazu gießen, das macht es gehaltvoller, sämiger und auch die Farbe noch mal freundlicher. Die Sauce mit Pilzen und Kapern verfeinern und mit Salz, Pfeffer und Muskat abschmecken. Achtung, die Kapern geben auch noch Salz ab! Die Sauce noch einmal zehn Minuten köcheln lassen und hin und wieder umrühren. Wird sie zu dickflüssig, noch etwas Brühe oder Sahne angießen.

Schneiden Sie die Zunge schräg in Scheiben (etwa acht Millimeter) und erwärmen Sie diese in der übrigen Brühe oder der Sauce. Fächerförmig anrichten und mit Schnittlauch garnieren.

Als Beilage kommt für mich nichts anderes als Bandnudeln in Frage, aber auch Salzkartoffeln oder Reis eignen sich. Eine reizvolle Alternative ist statt der hellen eine Madeira- oder Rotweinsauce – dann schmeckt die Kalbszunge noch feiner. Wenn Sie es sich ganz einfach machen wollen, kaufen Sie eine schon gekochte Zunge. Gepökelt hat sie eine appetitliche rosa Farbe. ◀

ZUTATEN

Eine ganze Rinderzunge
Suppengemüse (Möhren, Sellerie, Lauch, Zwiebel, Petersilienwurzel etc.)
Gewürze (ein paar Pfefferkörner mit Piment, Wacholder und 2–3 Nelken leicht zerstoßen, 3–4 Lorbeerblätter)

Für die Mehlschwitze:

50 g Butter
2 EL Mehl
eine Schalotte
Muskat
Wein oder Wermut

Für die Sauce:

150 ml Sahne
200 g Pilze
ein Glas Kapern (gesalzene vorher abspülen)



Was ich tue, obwohl es unvernünftig ist? Leben!



Foto: Frank Röh

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

An die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Neumayer-Station in der Antarktis. Der Station benachbart ist ein Container, die südlichste Bibliothek der Welt. Super Projekt! Man kann dem Neumayer-Team ein Buch widmen, es sollte nicht unbedingt das eigene sein, also habe ich H. P. Lovecrafts Antarktis-Erzählung „Berge des Wahnsinns“ ausgewählt – versehen mit einem handgeschriebenen Brief an diese bemerkenswerten Abenteurer, die im ewigen Eis leben wie auf einem anderen Planeten.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

Ich hab' nicht diese einsamen Spitzenreiter. Weder in Literatur noch Film oder Musik. Mehr eine Top Ten, die sich ständig ändert. Wer aber immer draufsteht, ist Franz Kafka. „Die Verwandlung“ halte ich für die beste literarische Horrorstory aller Zeiten. Sachlich, grausig, unübertroffen.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Über alle seriösen Nachrichtenkanäle, parallel, rund um die Uhr.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Das, was meine Gesprächspartner am meisten interessiert. Damit bist du aus dem Schneider.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

„Bambi“. Im Kino. Da war ich noch sehr klein und mein Entsetzen über das Ableben von Bambis Mutter umso größer. Das Kino war voller Kinder. Eine einzige jammervolle Klage gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals.

Sind Sie abergläubisch?

Nein. Die reale Welt ist faszinierend und das Universum unendlich staunenswert. Ich denke, uns allen wäre besser gedient, wenn wir weniger an Märchenwesen in Märchenhimmeln glaubten und mehr an den Menschen in seiner Vielfalt.

Worüber können Sie lachen?

Weiß ich immer erst, wenn ich drüber lache. Über „Das Leben des Brian“ kann ich mich heute noch abrollen.

Ihr Lieblingsvorname?

Tick, Trick und Track.

Machen Sie eine Mittagspause?

Bin ich das Amt? Der Ideengenerator schert sich nicht um Pausen. Er liefert mittags, nachts, unter der Dusche. Sowieso esse ich lieber zu Abend als zu Mittag. Mittagspausen machen mich nur träge, aber andere funktionieren anders. Stephen King, hörte ich, lässt um zwölf den Griffel fallen und geht zwei Stunden essen. Und was hat der Mann für einen Output!

In welchem Land würden Sie gerne leben?

Ich lebe schon in so vielen Ländern, in jedem, in das meine Phantasie mich führt. Wenn ich über den Mond schreibe, lebe ich auf dem Mond, zwei Jahre hab' ich gedanklich im Nahen Osten gelebt. Möglichst fahre ich dann auch physisch überall hin. Und komme gern zurück nach Hause, nach Köln. Moment, ist das ein Land?

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Knoblauch, Butter, Parmesan. Pasta in der Schublade links daneben.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ein Auto ist nichts, was mein Freiheitsempfinden beeinflusst.

Was ist Ihr größtes Talent?

Positiv zu bleiben.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Leben.

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

David Bowie. Bowie war immens wichtig für meine pubertäre Entwicklung. Ich hatte lange keine Vorstellung, wer und was ich werden will. Bowie sagte: Sei einfach alle, werd' alles. Der Mann war fünf Jahrzehnte relevant, erfand sich bis zuletzt neu, hat die Grenzen zwischen Musik, Schauspiel, Film und bildender Kunst nachhaltig aufgelöst. Wir hatten jede Menge gleiche Interessen. Mit ihm hätte ich zu gerne mal die Londoner Clubs unsicher gemacht.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Armbanduhren, bevorzugt Paul Smith. Keine pompösen Anhäufungen von Edelmetall oder geschwürrige Tausend-Funktions-Wecker, sondern cool designte Statements. Rechter Hand korrespondiert ein piratiges Allerlei aus Stoff- und Lederbändchen mit Affen und Fröschen. In den Achtzigern trug ich Ohringe und Silberkettchen. Na, die Achtziger halt. Da sahen wir alle scheiße aus.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Creed Silver Mountain Water. Und den Duft frisch gekochter Bolognese.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Erfreulicherweise kommen immer wieder neue dazu. 2019 waren Sabina und ich drei Wochen auf Island. Wir fuhren übers Hochland, niemand weit und breit. Von Straße keine Rede, es sah aus wie auf dem Mond, nur mit einem stahlblauen Himmel darüber. Zur Linken ein gleißender Gletscher, zur Rechten ein majestätisch dahinziehender Staubsturm. Das war schon außerweltlich.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Viel zu lange her! Anna Calvi, im Kölner Gloria. Irre Sängerin und Gitarristin. Glamourös, wild, abgefahren. Als würden Édith Piaf, David Lynch und die Arctic Monkeys gemeinsame Sache machen.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Nichts. Glück ist nicht planbar.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Zu Hause Wasser. Aushäusig Wein, gerne Spätburgunder. Oder Paffgen Kölsch: Kölns Champagner.

Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.

Frankfurter Allgemeine SELECTION



Fabrizio Plessi – L'Oro di Venezia (2021)

Auf 40 Exemplare limitiertes handsigniertes Kunstwerk



Fabrizio Plessi – der international bekannte Pionier der Videokunst – legt erstmalig eine Original-Graphik auf, die das Motiv seiner monumentalen Videoinstallation L'età dell'Oro auf der venezianischen Piazza San Marco und im Museo Correr aufgreift. Die Lithographie mit goldener Folienprägung auf schwarzem Karton verbildlicht die tiefe Verbundenheit des Künstlers zur Lagunenstadt. Das Wasser, das die Stadt durchzieht, verschmilzt hier mit dem Element Gold, das neben den Kanälen das gesamte Erscheinungsbild Venedigs prägt.

Sichern Sie sich ein Exemplar (51 cm x 72 cm Papierformat) für 790 Euro oder mit goldfarbener Rahmenleiste für 950 Euro, jeweils zzgl. 60 Euro Versandkosten.



Passend zur Graphik erhalten Sie von DIE GALERIE eine Magnumflasche Chianti Classico „Casanuova di Nittardi – La Doghessa“ Jahrgang 2019 des Weinguts Nittardi, verziert mit dem von Fabrizio Plessi entworfenen Etikett und Einschlagpapier.

F.A.Z. Selection steht für Kunst von namhaften und vielversprechenden Künstlern und für exklusive Produkte, gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Besuchen Sie unseren Online-Shop!

faz.net/selection, Info (069)75 91-1010, Fax (069)75 91-80 82 52





CELINE